Schlesische Stimme

23. JAHRGANG · HEFT 6 · JUNI 1941

Stadtbücherei
belegt am 7. JULI 1941

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · SCHLESIEN-VERLAG BRESLAU · EINZELHEFT 1,- RM

p. 302

Schlesische Stimme

FORTSETZUNG DER MONATSSCHRIFT „DER OBERSCHLESIER"

POLITECHNIKA ŚLĄSKA BIBLIOTEKA GŁÓWNA w Gliwicach
128462
MUZEUM HUTNICZE W GLIWICACH
2841

MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSTUM UND HEIMATARBEIT
ORGAN DES SCHLESISCHEN BUNDES FÜR HEIMATSCHUTZ
23. JAHRGANG HEFT 6 JUNI 1941

Dr. Eva Schmidt, Spätromantische Riesengebirgszeichnungen / Aus dem Schmiedeberger Malerkreise 163
Hanns Gottschalk, Die Würfel sind gefallen 167
Erwin Rosner, Der tiefere Sinn 170
Charlotte Durowsky, Geduld 174
Hans Niekrawietz, Großmutter Johanna 175
Cornelius Müller-Hofstede, Hinter Drahtzaun und Bahnschranke 179
Kurt Schmidt, Der Flötenspieler 184
Alfons Markhoff, Familiennamen, Das Erbe unserer Ahnen 185
Gerhard Kuckhoff, Schlesien, Ruhm der Heimat 188
Mitteilungen / Bücherecke 189

Umschlagbild: Ernst Wilhelm Knippel, Zillertal i. Riesengebirge. Lithographie, Mitte 19. Jahrh. Sammlung Oberbergrat Witte, Breslau.

Schriftleiter: Karl Schodrok, Oppeln, Goethestraße 1, Fernsprecher 2044 — Mitarbeiter für den Schlesischen Bund für Heimatschutz: Kunsthistoriker Bernhard Stephan, Breslau — Schlesien-Verlag, Breslau 2, Tauentzienstraße 33 — Verleger: Dr Hermann Eschenhagen — Druck: Schlesische Verlagsanstalt und Druckerei Karl Klossok KG., Breslau — Bezugspreis: Vierteljährlich 2,— RM. zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld, Einzelheft 1,— RM. — Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch unmittelbar bei dem Verlag (Postscheckkonto Breslau 41382, Girokonto 5019 bei der Schlesischen Landesbank Breslau, Fernruf des Verlages Nr. 51541) — Umschlag und Druckanordnung Georg Müller, Breslau.

ep.: 00055525
D364/10

RIESENGEBIRGS-PANORAMA

ERNST WILHELM KNIPPEL

POLITECHNIKA ŚLĄSKA
BIBLIOTEKA
GŁÓWNA
Gliwicach

SPÄTROMANTISCHE RIESENGEBIRGSZEICHNUNGEN AUS DEM SCHMIEDEBERGER MALERKREISE

Erster Teil: Ernst Wilhelm Knippels Handzeichnungen

Von Dr. Eva Schmidt

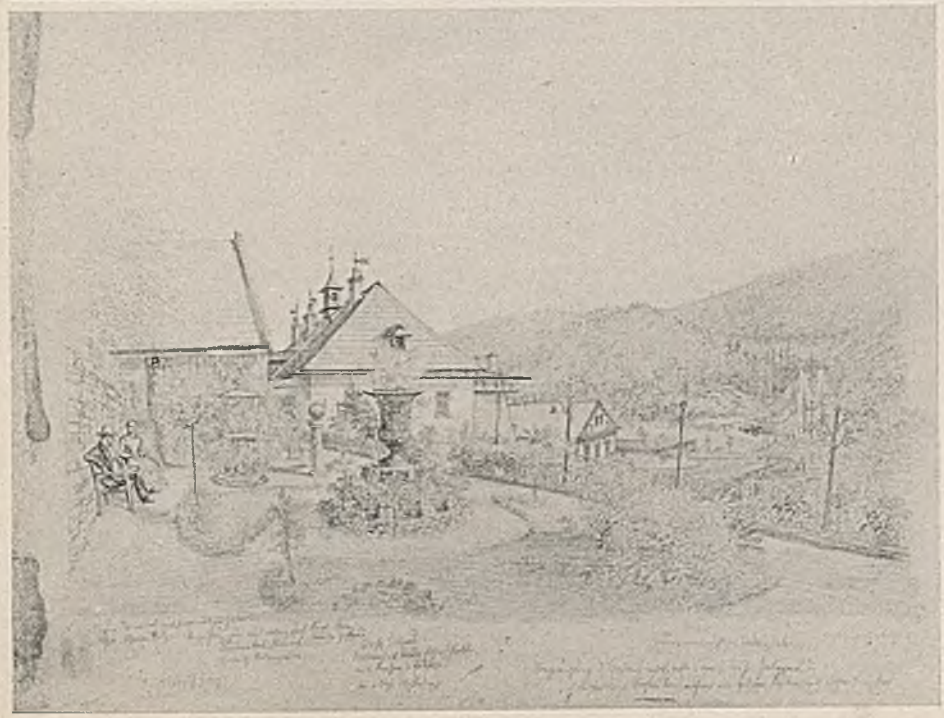
„So wenig ein Maler in seinem Bilde die ganze Seele unserer Berge in allen Farben weiterklingen lassen kann, so wenig vermag ein Wort, ein Lied das Wesen unserer Berge einzufangen. Es wird immer nur ein Bild, eine einzige Stunde im Walde, ein Wort eines Holzers sein und doch nicht das ganze Riesengebirge. Das steht dahinter. So wie es ungreifbar und doch sichtbar in der weiten schlesischen Ebene jeden Bauer an seinem Pfluge, jeden Wanderer durch Heide und Wald als eine Sehnsucht begleitet, die niemand in Worte einfangen kann."

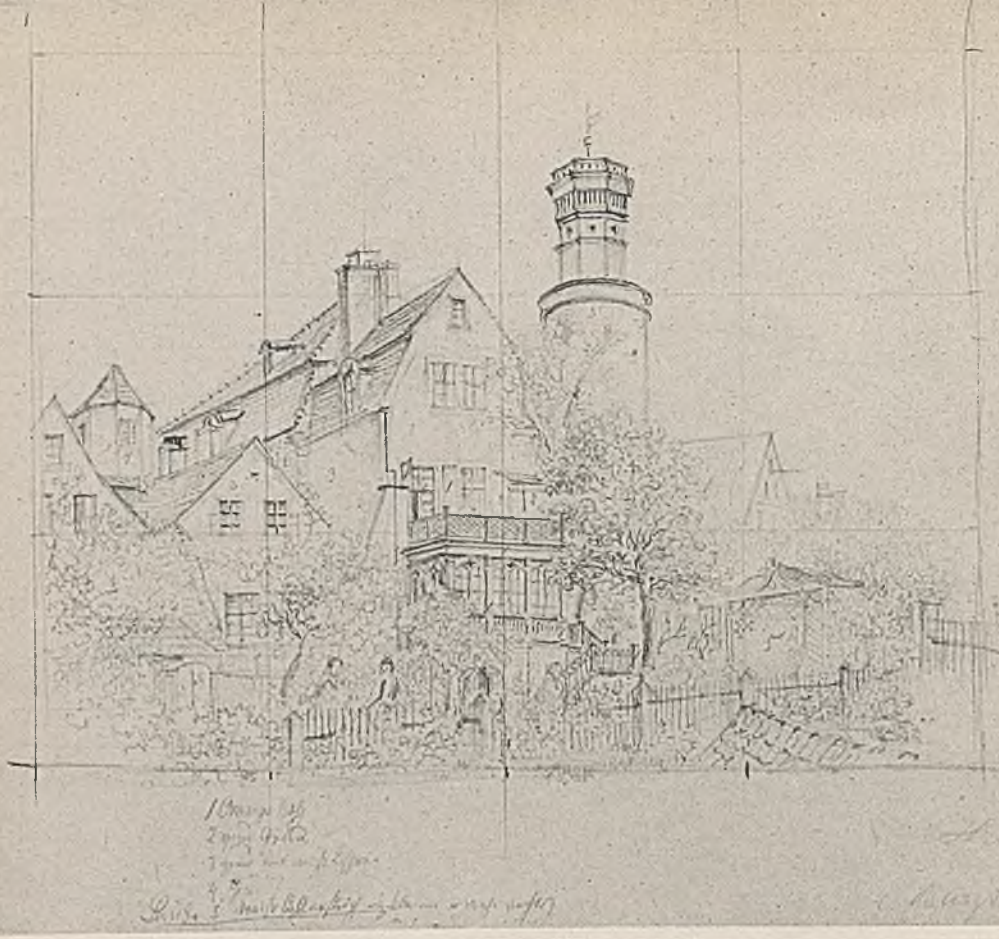
Ein kleines Bild aus großer Bergwelt, eine Stunde im Walde, ein Blick von den Gipfeln, so wie es Kaergel in seiner „Seele der Heimat" sagt, mehr wollen auch die Zeichnungen des schlesischen Malers und Litographen Ernst Wilhelm Knippel nicht vermitteln. Und doch steht hinter ihnen genau wie hinter des schlesischen Dichters Worten die ganze Heimat auf, wie sie ist. Das Bild selbst „bleibt immer nur Sehnsucht". Sehnsucht führte den am 24. April 1811 in Steinseiffen bei Krummhübel geborenen Sohn der Berge von glänzenden Aufträgen im übrigen Schlesien und Sudetenlande immer wieder in die engere Heimat zurück und hielt ihn schließlich für sein ganzes Leben in Schmiedeberg fest. Oberschlesien, Sudetendeutschland und das schlesische Gebirge vom Iser- und Riesengebirge bis zur Grafschaft Glatz sind die drei schlesischen Stammesgebiete, die zugleich die Hauptarbeitsgebiete Knippels und seines Mitarbeiters und Malerfreundes Rieden umfassen.

Die außerordentlich zahlreichen kleineren und kleinsten, meist unkolorierten Lithographien des Riesengebirges, als Andenken für dessen Besucher gedacht, erschienen in Form von Serienbildern für Alben und Sammelrahmen, von mehrseitigen Panoramen und Rundblicken für den Bergsteiger, als Werbeschmuck auf Briefköpfen, Lichtschirmen, Kästchen und in gedruckten Reiseführern. Sie wurden von der Steindruckerei und dem litographischen Verlag von Rieden und Knippel in Schmiedeberg meist auf eigenes Risiko für den Versand im Großen und den laufenden Einzelverkauf an die Gäste der Bauden, Schlösser nnd Kurorte des Gebirges hergestellt. Nur zum kleinen Teil lagen subskribierte Bestellungen der Gebirgsstädte oder der schlesischen Magnaten, wie der Grafen Schaffgotsch, zuweilen auch der fürstlichen Gäste des Gebirges, einmal sogar König Friedrich Wilhelms IV., für größere Blätter vor. Diese wurden sehr sorgfältig handkoloriert und besaßen so den Wert eines Aquarells, erreichten auch dessen Preise und konnten schon deswegen nur auf vorherige Bestellung oder Subskription hergestellt werden, wie dies in den oberschlesischen und sudetendeutschen Industrie-

Anspruchslos und bescheiden wirken daneben Blättchen wie das des Schützenhauses in Schmiedeberg, ganz Biedermeier in der kleinbürgerlichen Gemütlichkeit seiner Staffage und der beschaulichen Enge der ländlichen Häuser. Es zeigt sich hier gegenüber der gemütvollen Vertiefung in das Antlitz der deutschen Landschaft, wie sie die reinen Bergbilder noch immer aus dem Geist der Romantik heraus bezeugen, das andere Bild der Riesengebirgsmalerei um die Jahrhundertmitte, das genrehafte und volkstümliche Bild vom Leben der kleiner Kur- und Ausflugsorte. Die beiden Blätter von Schloß Herischdorf bei Hirschberg in seinem großen Park mit Springbrunnen und Figuren sind kennzeichnende Vertreter dieser Art, besonders das fast an Spitzwegstimmung erinnernde Sonntagsidyll in dem blühenden Garten mit der Steinvase und dem Vogelbauer. Letzter Rest romantischer Auffassung vereinigt sich mit behaglicher Biedermeierenge in dem malerisch aufgebauten Winkel aus Hirschberg, der Stadt, die für alle anderen am Eingang der Riesenberge mit ihren Wehrtürmen nnd alten Häusern wacht. Mit ihrem herrlichen Markt, den schönen Barockhäusern voll Urväterhausrat, den verwunschenen Höfen und winkligen Gäßchen ist sie zugleich Sinnbild und Seele des weiten Tales vor der schützenden Hut des Hochkammes.

Sachlicher und etwas nüchterner wirkt im Vergleich hierzu Knippels Zeichnung der Kirche Wang, eine sehr genaue und sorgfältige Vorstudie zu einer seiner späteren Lithographien um 1850. Sie ist nicht nur durch ihren etwas lehrhaften Charakter, sondern auch rein äußerlich durch die für Vergrößerungen und Verkleinerungen dienende Feldereinteilung als solche gekennzeichnet. Das bei aller Zartheit des Striches etwas kühlere Blatt gehört schon nach Stil und Auffassung eindeutig in die Jahrhundertmitte, während die übrigen Zeichnungen noch in die Zeit zwischen 1840 und 1850, die Jahre der höchsten Blüte der künstlerischen Zusammenarbeit Riedens und Knippels, fallen. Siebzig Jahre hat Knippel seine feine Kunst in den Dienst seiner schlesischen Heimat gestellt. Sind auch die Arbeiten seiner letzten Jahrzehnte weniger bedeutend und mehr Wiederholungen der älteren Werke, so wissen wir doch, daß er noch 1897 im hohen Alter bei der „Ausstellung von bildlichen Darstellungen aus dem Riesengebirge" in Hirschberg seine Bilder mit bestem Erfolge ausstellte. Noch nach seinem Tode am 26. April 1900 brachten ihm seine Riesengebirgsansichten den schönsten Nachruhm, so daß man über ihnen sogar die meist bedeutenderen, wertvollen und großen Lithographien von oberschlesischen und sudetendeutschen Industriewerken übersah. Noch unbekannter aber blieben stets des Künstlers ursprünglichste und persönlichste Arbeiten, seine köstlichen Skizzen und Handzeichnungen. Die wenigen Proben, die hier aus ihrer großen Zahl gezeigt werden können, mögen heute wieder zu uns von Ernst Wilhelm Knippel und den künstlerischen Erlebnissen seiner Riesengebirgswanderungen sprechen, die er mit seinem Griffel in feinstem Verständnis, mit kundiger Hand und der Poesie eines echten Künstlers festzuhalten wußte. Das Grab Knippels in Schmiedeberg, die einzige Erinnerungsstätte an den Maler der schlesischen Berge, hat man in diesem Jahre vernichtet. Seine liebenswürdigen Arbeiten aber bleiben das schönste Denkmal seines nimmermüden künstlerischen Wirkens im Dienste der Heimat.





DIE WÜRFEL SIND GEFALLEN

Historische Erzählung
Von Hanns Gottschalk

Es war an einem Februarmorgen des Jahres 1807. Blutigrot ging die Sonne auf und warf ihre Strahlen in die kleine schlesische Wasserfeste Cosel, daß man glauben mochte, das alles versengende Feuer des Feindes wälze sich über die Wälle und Quadermauern, um die Verschanzungen, die nun schon seit Tagen von mächtigen Pechkranzblitzen heimgesucht wurden, vollends in Schutt und Asche zu legen.

Zur gleichen Stunde stand der französische Major Siebein am Kapfenster des Klodnitzer Forsthauses und sah hinüber zu der Feste. Hauptmann Morio, der den Major wie ein Schatten begleitete und auch jetzt in seiner Nähe war, wußte, was Siebein dachte. Eigentlich war es nicht so schwer, die Gedanken des Majors zu erraten, denn seit dem 23. Januar, dem Tage, da es ihn hier das erste Mal unsanft anging, hatte er ja allenthalben nur dasselbe gedacht.

Sackerlot! Erst gestern wieder hatte Siebein seine Faust auf den Tisch krachen lassen, daß Morio vor Schreck einen Schritt zurückprallte. Wie lange noch, wie lange noch! Es war wie der Schrei eines Löwen, der siebzehn Tage nichts gefressen hatte, doch das Lamm, das verschluckt werden sollte, schluckte lieber die Pechkranzblitze hinter Moor und Mauern und schickte, damit er nicht ganz verhungere, dem gefräßigen Löwen eine Feuergarbe nach der anderen in den Rachen. Hatte nicht einer, dessen Geist noch in den Mauern war und den sie den Großen nannten, die Wälle, Forts und Feldschanzen aufstehen lassen? Klein und unbekannt noch, mit vielen Türmen zwar, aber ohne Triumphbogen, bot nun, als sei sie närrisch geworden, die stille Feste am Strom dem alles zermalmenden welschen Todesritt und, wie es hieß, dem strahlenden Stern der Unbesiegbarkeit ein dunkles Halt. Hatte der zweiundsiebzigährige Kommandant, der Oberst von Neumann, bislang einen guten Schlaf getan oder war er zu alt, um zu begreifen, daß Magdeburg, das letzte große Tor nach Osten, ohne Schwerthieb aufgerissen wurde, und daß danach drei weitere Steine, Glogau, Breslau und Brieg, aus der Krone Preußens gefallen waren? Saß dem Alten der Wahnwitz im Nacken? Freiwillig werde er die Feste niemals übergeben, hatte er Raglowich, dem Unterhändler, geantwortet; dafür bürge sein heiliges Ehrenwort, das er dem König und Monarchen gegeben habe. Erst mit dem letzten Mann falle die Stadt.

Siebein senkte jetzt seinen Kopf, als verneigte er sich vor dem Adel des Alten da drinnen in der Kasematte. Just in diesem Augenblick durchriß es die Stille des Morgens, und ein Geschoß schlug krachend in die Scheuer des Forstgehöftes.

„Sackerment!" knarrte der Major, während er das Kapfenster schloß. „Sackerment!

Durchs fünfte Schor ins Schindeldach herein und durchs siebente hinaus, und jach noch in die Backhauseiche, deren stärkster Ast zerschmettert ist. Möcht doch nur zu gerne wissen, wo die Buben diese Teufelskunst gelernt!" „Gelernt?" Hauptmann Morio lächelte kalt. „'s war nur — ein Zufallstreffer, Herr Major!"

„Vielleicht, Hauptmann Morio", gab Siebein zurück, und sich entfernend, wiederholte er: „Vielleicht, vielleicht." Alsdann gab er den Befehl zu einer schonungslosen Beschießung. Sechs Tage und sieben Nächte spien die Rohre, und während die Wälle sich zu ducken schienen, rauchte die Feste und wurde nicht froh, doch der Rauch, so dunkel und dicht er auch sein mochte, war keine weiße Fahne, und die Tore klirrten nicht auf. Wohl gab es einige Fahnenflüchtige, der Hunger nagte und der dünne Trank auch, aber der alte Neumann glaubte an seine Krieger wie an sich selbst.

Da endlich kam die Stunde, auf die Siebein und Deroy, der Hauptkommandierende, mit Schmerzen gewartet hatten. Ein grimmer Frost — die ältesten Leute konnten sich nicht erinnern, jemals einen gleichen in dieser Gegend erlebt zu haben — hatte über Nacht die Wassergräben zwischen den Wällen vereist und damit den Weg bis an die Befestigungsmauern freigelegt. Das war wie eine Huldigung des Himmels. Heute, mitten im Schlafe, sollte die Feste überrannt und dem Erdboden gleichgemacht werden.

Wohl, so mußte es der Himmel wollen, und Siebein hatte es Jerôme schon lange geschworen. Nun sah er das Ziel vor den Augen und triumphierte schon im stillen. Vergessen schien, daß der heute Zweiundsiebzigjährige, wie vor 27 Jahren als Premierleutnant des Rothkirchschen Regiments, zum zweiten Male in den Adelstand hätte erhoben werden müssen. Hatte nicht ein einziger Ausfall genügt, um die drei mächtigen Schanzen, die er, Siebein, aufstehen ließ, wieder wegzublasen und dabei auch noch eine Schwadron Reiter ins Moor zu schmeißen? Und das Rätsel, wie die zwei Freiwilligen das wichtigste Vorwerk südlich von der Mündung des Kanales in die Oder eingeäschert hatten, war noch ebenso ungelöst wie das Ausheben des in den Eichendamm gegrabenen Beobachtungsreviers, das Deroy, in dessen Gesicht das Drohende eines Donnerers war, für unantastbar hielt.

Nun aber war es so weit. Bei der Haarkringel des Korsen: es gab keine Gnade!

Nur noch eine Stunde. Siebein trommelte mit den Fingern auf den Tisch und griff dann, als gelte es, doch noch das Schicksal zu befragen, nach einem Würfelbecher. Achtzehn Augen zeigte der erste Wurf. Der Stratege murmelte etwas und ging eine Weile in der Forststube auf und ab. Nochmals wollte er die Würfel über die Tischplatte stürzen, doch als er den Becher nahm, zitterte seine Hand; Siebein wußte es eigentlich selbst nicht, warum sie zitterte. Seltsam, er würfelte doch nicht um sein Leben!

Auflachend und wie eine unsichtbare Macht abwehrend, warf er den Becher auf den Tisch. Die Würfel rollten noch, als er draußen die Stimme Morios hörte. Gleich darauf ging die Tür, und Hauptmann Morio stieß, nicht gerade sanft, einen Bauern in die Stube.

Auf die Frage Siebeins, was denn das wohl heißen solle, zeigte Morio entsetzt auf eine Spitzhacke, die der bärtige Alte in den Boden spießte, daß die Bohle splitterte.

„Das ist nicht wahr!" schrie Siebein, und sein Gesicht verfärbte sich. „Sag Er's, Alter, daß es nicht wahr ist!"
Der Bauer, dem der Frost den Bart überfallen zu haben schien, schwieg zunächst und trat, wie um das Schweigen erträglicher zu machen, von dem einen Stiefel auf den anderen. Und während er dann, als säße er zu Hause beim Federnschleißen, erzählte, daß es grad so und nicht anders gewesen sei, nämlich: daß er auf Geheiß des Kommandanten, für den man halt alles tuen müsse, weil er wie ein guter Vater sei, mit hundertundeins und mehr Bauern aus der Umgebung hierhergeeilt sei und bald nach Eintreten des grausligen Frostes die Eiskruste in den Wallgräben aufgepickt habe, damit, wie er und der Kommandant sage, sich nicht etwa einer hereinwage und jämmerlich versaufe, wandte Siebein, nicht wissend, ob er den Alten mit der Spitzhacke erschlagen oder ihm seine Bewunderung ausdrücken solle, den spindeldürren Leib zur Seite. Unwillkürlich fiel dabei sein Blick auf die Würfel, die vorhin zum zweiten Male über die Tischplatte gerollt waren. Sakra! Achtzehn Augen zeigte auch dieser Wurf. Wie einer, um den alles versinkt, wenn ein Unfaßbares in sein Leben und Schicksal greift, starrte der Major auf die Würfel, und es war ihm gar nicht aufgefallen, daß der Eisbauer schon längst zu Ende erzählt hatte, von seiner Muhme, die neunundneunzig und ein halbes Jahr alt werden mußte, um, was bis dahero kein Mensch gekonnt habe, dort oben erzählen zu können, daß sie einen Eisbauern gesehen habe, indessen Morio, der Habichtkopf, unruhig und ungeduldig an den Knöpfen seines Rockes drehte.
Langsam, als habe er Zeit, viel Zeit, tat jetzt Siebein die Würfel in den Becher: den zweiten stockender als den ersten, und den dritten behutsam, als fürchtete er, er könnte ihn vielleicht zerbrechen. Dann sagte er, sich mit dem Rücken an die eichene Tischkante stützend, zu Morio, man möge den Mann wieder freilassen, nur die Spitzhacke solle man ihm abnehmen. — Als Morio bald darauf zurückkam, hielt der Major die Schleiße, die der Eisbauer mit der Picke herausgeritzt hatte, in der Hand und sah in das Bohlenloch, als suche er dort etwas. So stand er, bis der Augenblick gekommen war, da die Feste im Sturm genommen werden sollte. „Jetzt, jetzt sollte es sein!"
Ein Beben ging durch den halb geneigten Körper des Majors, und als er sich nach kurzer Zeit aufrichtete, strahlten seine Augen eine Kälte aus, daß Morio erschrak.
„Ich will in meinem Leben nicht mehr würfeln!" schwor der Major, und noch ehe Morio begriff, was er damit sagen wollte, hatte sich Siebein umgedreht und den Becher mit einem harten Schlag vom Tische gestoßen.
„Ein glänzender Wurf, Herr Major! Achtzehn Augen, wahrhaftig, achtzehn Augen! Soll das kein Glück sein?" Der Major erwiderte nichts mehr.
Erst einige Wochen danach, als die Kunde vom Waffenstillstand kam und Siebein von der zerspellten Backhauseiche im Forsthof Abschied nahm, meinte er zu Morio: „Ich habe es gewußt, damals, an jenem Abend, daß es so kommen würde. Die Würfel sind gefallen, aber nicht gefallen ist die Feste. Es gibt Dinge, Hauptmann Morio, die wohl mehr als nur — ein Zufallstreffer sind."
Morio schwieg. Er wußte darauf nichts zu sagen.

DER TIEFERE SINN

Eine Erzählung von Erwin Rosner

Er hatte schon als Junge seine besondere Freude daran, seiner Mutter abgearbeitete Hände in die seinen zu nehmen und sie zu pressen und zu drücken, bis die Mutter aufschrie. Sie war die einzige, die das immer wieder geschehen ließ. Die Kameraden gingen darauf nicht mehr ein.

Der Meister aus unserem Hinterhause nahm den großen Burschen in seine Schmiede. Dort hat er noch manche Probe seiner Kraft abgelegt, und die Lehrzeit ist ihm wohl keine allzu harte Zeit geworden. Trotzdem hat Franz, er hatte die Lehrschürze kaum abgetragen, schon sein Bündel geschnürt. Dann habe ich ihn aus den Augen verloren. Erst in den denkwürdigen Oktobertagen, da im Sudetenland ein Klingen und Schwingen anhub und die Berge vom Jubel der Befreiten und der Befreier widerhallten, trafen wir uns wieder. Ich stand in der Mauer der Zuschauer, ließ Wagen um Wagen, Geschütz um Geschütz vorbeirasseln und bin in meinem Eifer wohl zu weit in den Strom der Ziehenden geraten. Da weckte mich ein „Holla, Nachbar!" aus dem Schauen. Ein großer Artillerie-Unteroffizier hält sein Roß vor mir. Wir sehen uns an, ein Fragen, ein Aufleuchten der Augen, ein Erkennen. Jahrelang hat er in dem Städtchen, das am Flußlauf oberhalb unserer Stadt liegt, gearbeitet und ich wußte es nicht. Nun ist er Soldat geworden.

Der Zug stockte eben. So konnte ich ihm meine Anschrift sagen. Wir versprachen uns, einander zu schreiben.

Als ich seinen ersten Brief in Händen hielt, war ich überrascht. Ich hatte ja nicht geahnt, daß der Schmiede-Franz an den Feuern seiner Essen und über dem Amboß noch mehr gelernt hatte, als ein gutes Eisen zu schmieden. Er schrieb Worte, um die ihn ein Dichter beneidet hätte, und es webte ein Sinn in ihnen, der verborgen strömte und mich immer nachdenklich machte. So war es auch mit seinen späteren Briefen, als er den grauen Rock ausgezogen und wieder in der Lederschürze an der Esse stand. Ich besuchte ihn und kam in großer Erwartung. Aber ich fand mich getäuscht. Es war, als zöge sich das Ungewöhnliche seiner Seele vor meinen Worten tief in ihn zurück, und wir sprachen schließlich vom Wetter, vom Schmieden, vom Eisen, von der Soldatenzeit ein handfestes alltägliches Gespräch.

Einmal lernte ich seine Braut kennen, ein Mädel von „drüben" mit dem gesunden Gesicht der Gebirgler und den klaren, ein wenig versonnenen Augen der Menschen, die an den Quellen leben. Die Beiden hatten eine herzliche Freude aneinander, an der ich mich sonnte. Allmählich lernte ich auch verstehen, daß es Franz nicht gegeben war, den

Strom seiner Gedanken der schnellen Zunge zu vertrauen. Es war so, wie Martha einmal lächelnd sagte: „Es spintisiert gern, aber er muß es schreiben, sonst entflieht's ihm wieder." Es konnte keinen Menschen geben, der ihn besser verstand als Martha. So entwickelte sich alles geradlinig und es war nur folgerichtig, daß die Beiden im Herbst heiraten wollten.

Doch das Schicksal liebt die geraden Linien nicht. Ich erfuhr von dem Unglück erst, als ich von einer Ferienwanderung zurückkam. Es geschah, wie eben so Unfälle geschehen. Man hat hundertmal das Eisen fest in der Zwinge und die Funken sprühen wie Sterne um den Lederschurz herum, und dann versieht man sich doch einmal. Franz hatte die Schürze schon abgebunden, als ihm die Arbeit noch einfiel. Das glühende Eisen fiel auf seinen Oberschenkel. Er hat wohl noch versucht, zur Hausapotheke zu kommen, denn man fand ihn besinnungslos vor dem Wandschrank. Das Bein mußte ihm abgenommen werden, um sein Leben zu retten. Er würde eine Prothese tragen müssen.

Das Schlimmste sei, sagte Martha, daß er so viel und nutzlos grüble. Über seinem Bett im Krankenhause hing ein Bild von Hans Thoma: Kinder, die auf einem Blumenteppich spielten.

„Was soll mir das jetzt?" sagte er zu mir. Er war nicht undankbar, wenn man ihn besuchte, und er hörte mit Geduld auf Pläne und Aussichten, die ich ihm vortrug, aber dann schüttelte er den Kopf. Es war, als richte sich eine Wand in ihm auf und sperre ihn ab gegen alle Äußerungen des tätigen Lebens und der Hoffnung.

„Kannst du dir denken, was das alles für einen Sinn haben soll?" fragte er mich einmal. „Man ist stark, hat solche Fäuste —"

„Ja", scherze ich, „jeder hatte Angst, damit zerquetscht zu werden, nur deine Mutter nicht."

Er ließ sich nicht ablenken.

„Wie soll das mit Martha werden?"

„Ihr werdet eure Hochzeit ein wenig verschieben, bis du dich umgestellt hast."

„Nein, nein, du mußt mit Martha sprechen. Mich läßt sie's nicht sagen."

Es war, wie es oft bei Menschen geschieht, die ein Unglück aus der geordneten Bahn ihres Lebens wirft und denen nun alle Wege verschüttet scheinen. Er kam nicht mehr zurecht mit sich. Kann man ein Mädchen, dem die Berge Heimat sind, das gewohnt ist, an den Bächen entlangzugehen bis zu den Quellen, das wandern und steigen muß, wie man das tägliche Brot braucht, kann man ein solches Mädchen an einen Krüppel binden?

„Ich bin unnütz geworden."

Wenn ich ihm das auch ausredete, er schüttelte nur den Kopf.

„Gut, ich werde Martha schreiben, aber ihre Antwort kenne ich schon."

„Du mußt es ihr beibringen. Sie weiß nicht, was es bedeutet, einen solchen Mann zu haben."

Ein neuer Herbst kam. Ein Weltgewitter entlud sich. Der Sturm zerschlug ein feindliches Land. Franz horchte auf, aber die Ereignisse draußen mehrten die Unruhe in ihm.

Er konnte das Krankenhaus verlassen und lernte, sich an Krücken fortbewegen. Kameraden aus seinem Regiment besuchten ihn auf der Durchfahrt nach dem Westen. Als sie fort waren, ist er in seine Stube gehumpelt und hat sich nicht mehr sprechen lassen.
Ich kam zu ihm mit Marthas Antwort. Er sah alt und müde aus. Kein Wort sagte er zu dem Briefe seiner Braut. Und ich begeisterter Tor glaubte, nun werde die Wand in ihm zerspringen. Martha hatte geschrieben, wie ich es erwartet. Sie gehöre zu ihm. Ihr Leben hätte keinen Sinn mehr ohne ihn, denn sie sei seine andere Hälfte. Sie werde ihn pflegen und ihm helfen, über sein Unglück hinwegzukommen. Er sei noch nicht so weit, aber ihr sei nicht bange. Freilich liebe sie die Berge, aber ihn liebe sie mehr. Wenn er sich zu einer Arbeit umschulen lasse, bei der er sitzen könne, vielleicht könnten sie dann sogar bei ihr daheim wohnen. Damit er nur um sie beruhigt sei. Sie hätten dann die Berge nah und wären sich selber nah.
„Gutes Herz!" sagte er nach einer langen Pause des Schweigens.
„Aber sie weiß immer noch nicht, was es bedeutet."
Ich ging damals entmutigt von ihm und hatte selber Zweifel, wie das werden solle mit den Beiden. Ich habe das wohl Martha in aller Vorsicht auch geschrieben.
Doch dann hat die große Zeit, die uns alle in Atem hält, auch mein Dasein so ausgefüllt, daß die Anliegen der beiden Menschen — wie es mir schien — im Vorüberwehen des großen Schicksals untergingen. Erst in den Märztagen konnte ich Franz wieder besuchen. Die Hänge waren noch verschneit, aber in breiten Rinnen schäumte das Schneewasser durch die Dörfer. Franz hatte sich einen Lehnstuhl in den Garten bringen lassen. Nun sitzt er in der Sonne mit geschlossenen Augen. Seine Hand fährt wie liebkosend über einen Brief.
Er muß sich erst besinnen, als er mich sieht. Dann lächelt er. „Lies einmal!" fordert er mich auf.
Ich vertiefe mich in den Brief seiner Braut.
Es sei ja recht, daß er das Korbmachen gelernt habe. Aber er müsse nun doch einmal aufhören, mit seinem Geschick zu streiten, wie es Kinder tun, wenn sie ihren Willen nicht bekommen. Glaube er denn, Gott habe ihm Fähigkeiten gegeben, damit er sie mit seinem Hadern verschütte? Er könne doch zum Beispiel so gute Briefe schreiben. Und als Unteroffizier wisse er doch, was ein Soldat brauche. Habe er nicht gehört, daß der Rundfunk für jene Soldaten geworben habe, die nie einen Gruß bekämen und an die niemand denke, weil sie niemand kenne?
Sie müsse ihm schon einmal den Kopf waschen, und sie werde es noch öfter tun, wenn er die kostbare Zeit so vergrüble. Glaube er vielleicht, er habe den Kreuzweg des letzten halben Jahres allein durchschritten? Ein klein wenig habe sie sich schon daran beteiligt, und sie wisse, daß einem das Leid geschickt werde, daß man daran wachse. Vor jedem Frühling läge ein Winter, und bevor man zur Auferstehung käme, müsse man eine dunkle Zeit durchleben. Was Gott einem in den Weg schickt, dem könne man nicht ausweichen. Aber es habe doch alles einen tieferen Sinn. Und sie glaube, er wäre nach all dem Durchlebten und Durchlittenen reicher geworden, als er es selber wisse. Wolle

er seinen Reichtum in alle Ewigkeit für sich behalten? Wisse er nicht, daß andere nach einem guten Wort hungern? Sie schreibe nicht für sich, obwohl sie auch manchmal ein gutes Wort von ihm brauchen könne. Aber es gäbe viele, die müssen ohne solchen Reichtum zurechtkommen. Es sei eine harte Zeit und sie erfordere tapfere Herzen. Wolle er mit Gewalt sein starkes Herz verschließen? Andere müßten die Dinge tun, die der Tag fordere, und sie hätten nicht Zeit zu besinnlichen Gedanken. Aber er habe doch Zeit.
Und er solle ihr nicht immer damit kommen, daß sie nicht an ihn gebunden sei. Was wisse er von einer — Frau? Sie sei an ihn verloren. Schicke er sie fort, so könne er sie ebensogut in die Wüste schicken.
„Du wirst mir doch glauben, daß ich Dich lieb habe. Und wenn man sich liebt, braucht man einander. In der Freude wie im Unglück und erst recht aus dem Unglück heraus. Ich brauche Dich und Dein Wesen so sehr, wie Du die Dämmerstunde brauchst, um Deine Gesichte niederzuschreiben. Du warst Schmied, dann mußtest Du Amboß sein, damit Du weißt, was Leid ist. Nun sei wieder Schmied! Das kannst Du doch auch ohne Hammer und Esse. Schmiede Werte aus Deinen Gedanken!
Hast Du mich verstanden?

Es hat Dich sehr lieb

Deine Martha."

„Donnerwetter!" rufe ich, „die Martha, das ist ein Mädel."
„Ja!" Franz preßt plötzlich meine Hände, daß ich glaube, in einen Schraubstock geraten zu sein.
„Es ist ein Glück, das zu wissen. — Heut habe ich den Brief zum zwanzigsten Male gelesen."
Ich bin überrascht und froh; ich kann nichts antworten. Aber dessen bedarf es nicht. Denn Franz spricht, nein, er stößt alles in abgerissenen Worten aus sich heraus:
„Schmied bin ich — Schmied bleibe ich! Ich kann noch viele Eisen ins Feuer legen; ich kann sie formen, ich kann sie schmieden. — Verstehst du? Ein Sinn steckt immer drin, wenn einem so etwas geschieht. Ich habe ein bissel lange gebraucht, weißt du! Bei mir geht's immer langsam. — Ich kann Briefe schreiben, ja. Ich werde noch mehr schreiben als Briefe.
Früher war ich bloß Schmied. Jetzt flechte ich Körbe, ich schreibe und — ich schmiede. Ich fühle, wie es strömt, wie es sich formt. Du weißt nicht, wie mir ist. Da zerspringt etwas! Ich könnte —"
Er will sich erheben, hat aber nicht an sein Bein gedacht.
„Ach, so, ja!" Er lächelt; es ist das Lächeln eines unter Schmerzen weise Gewordenen.
„Es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."
„Trotzdem!" sage ich.
„Ja, trotzdem! Der tiefere Sinn, darauf kommt's an, daß man ihn erkennt. Das Mädel muß erst kommen und mir die Wand einreißen. Weißt du, die Wand, die da drin war!"
„Hast du Martha wenigstens schon geschrieben?"

Franz antwortet nach einer Weile, wie es manchmal bei ihm geschieht, wenn er nachdenkt und sich erst zurückholen muß.
„Ja, eine Karte!"
„Nur eine Karte?"
„Ja, daß mir das Kopfwaschen geholfen und daß sie recht habe. Und daß ich sie auch brauche, sehr!"
Ich helfe Franz ins Haus. Beim Abschied sagt er noch, wie nebenbei: „An den unbekannten Soldaten habe ich auch geschrieben."
Er drückt meine Hand nach altvertrauter Art.
Während ich zwischen den Rinnsalen und Pfützen nach einem brauchbaren Wege suche, klingt's wie Geläut über die Hänge. Ich meine, es müßten Auferstehungsglocken sein.

G E D U L D

Charlotte Duromsky

Im Storchenteich schläft noch mein Kind,
So weit in blauen Fernen,
Noch ist es schwach, und taub, und blind,
Sein Seelchen wiegt im Frühlingswind
Sich leis auf goldnen Sternen.

Und seine Mutter wartet lang,
Sie hört sein Stimmchen klagen,
Sie kennt ihn ja, den süßen Klang,
Und lauscht ihm sinnend, sehnsuchtsbang
In Nächten und an Tagen.

Geduld, mein Seelchen, warte fein,
Es muß ein Tag dir werden,
Dann wird dein kleines Körperlein
Ganz nah an meinem Herzen sein,
Dann lebst du mir auf Erden!

GROSSMUTTER JOHANNA

Von Hans Niekrawietz, Oppeln

Johanna war eines der zahlreichen Kinder Mamms, jener fast sagenhaften Uralten, die nun längst in einer bescheidenen Friedhofsecke den großen Frieden genoß. Wer aber hätte Johanna es angesehen, daß sie bereits mehrfache Großmutter war, ja sogar, wenn man an die heranwachsende Martha dachte, bald Urgroßmutter werden konnte? Denn mit ihren sechsundfünfzig Jahren war sie noch eine sehr ansehnliche und jugendlich wirkende Frau, ihr aufrechter Gang war rasch und doch ohne Hast, und ihr fast runzelloses Gesicht war geradezu schön zu nennen, nicht rundlich und bäuerlich derb, sondern von einem zarten Oval, wie es übrigens allen Frauen von mütterlicher Seite eigen war. Ihr dunkles Haar, das sie glatt anliegend und in der Mitte gescheitelt trug, war nur leicht angegraut, und ihre blauen Augen blickten klar und klug, wenn auch ein wenig zu streng im Laufe der ereignisreichen Jahre, die auch ihr nichts geschenkt hatten an vielfachem Kummer und schmerzlichstem Erleben.

Noch in ihrem Alter wurde sie die „schöne Hanna" genannt, und die wenigen Neiderinnen schwiegen dazu. Sie wagten nicht einmal, jene unerhört neumodischen Dinge offen zu erwähnen, deren Johanna zur Erhaltung ihres guten Aussehens sich bediente, denn ob zum Beispiel ihre blendend weißen Zähne echt waren, konnte man mit Recht bezweifeln. Sie aber lachte nur über die heimlichen Mutmaßungen, die ihr zugetragen wurden, und zeigte ohne Scheu ihr prächtiges Gebiß, das in jedem Falle ein Beweis dafür war, daß sie noch beträchtlichen Wert auf ihr Äußeres legte und sich mit Erfolg dagegen wehrte, zum „alten Eisen" gezählt zu werden. Sie hätte sich auch Anspielungen, die ihr vorrückendes Alter betrafen, sehr nachdrücklich verbeten, ebenso wie sie es gar nicht liebte, von anderen als den eigenen Enkelkindern „Großmuttel" genannt zu werden, obwohl es landesüblich war, alle älteren Frauen so anzureden. Sie war nicht eitler als jede andere Frau ihrer Jahre, nein, aber wie kam sie dazu, jedermanns „Großmuttel" zu sein? Bei derart ungehöriger Vertraulichkeit bekam sie ihr vornehm abweisendes Gesicht, und ihre Antwort ließ nichts von der Schärfe einer regelrechten Abfuhr vermissen. „Ich meine, Ihr müßt Euch im Hause geirrt haben", sagte sie einmal einem älteren Besucher aus der Stadt, der sie in der gleichen Form anredete. „Aber vielleicht wollt Ihr zu meiner Nachbarin", und sie wies ihn mit einer leichten Wendung des Kopfes über die Straße, wo eine alte Strohkate sich baufällig an eines der Steinhäuser lehnte. „Seht, dort wohnt die alte Steinerten, die schon ihren Sechs-

Ausschnitt aus dem noch nicht veröffentlichten Roman „Die Oderbauern"

undneunzigsten gefeiert hat — ich glaube, die paßt als Großmuttel akkurat zu Euren eigenen grauen Haaren!"

Es war überhaupt nicht leicht, vor ihr zu bestehen, wenn man sich nicht ihres besonderen Wohlwollens erfreute. Denn ebenso wie sie mild und von einer ständig gleichbleibenden Güte zu ihren Kindern und Enkeln war, konnte sie ein verblüffend energisches Wesen herauskehren, wenn sich jemand unterstanden hätte, ihre Rechte als Frau und Wirtin anzugreifen. Es war ihr unausgesprochener Stolz, der sich in ihrer ganzen Haltung zeigte, daß sie ihren Besitz weniger ererbt als durch ausdauernde Arbeit erworben hatte. Auch jetzt noch suchte sie ihn mit unvermindertem Fleiß zu vermehren, und das sowohl als Eigentümerin ihres großen, in der Odervorstadt gelegenen Mietshauses, als auch in der Eigenschaft als Auszüglerin und Pächterin verschiedener Garten- und Ackerparzellen, die sie mit ihrem zweiten Manne, dem ergebenen Andreas, noch viele Jahre bestellte.

Man muß wohl Johanna gekannt haben, um den ganzen Wert ihrer Persönlichkeit und ihres eigenwilligen Charakters würdigen zu können. Sie war keine Bauersfrau wie manche andere auch, die gewöhnlich eine lange Reihe von Kindern zur Welt brachte und sich im übrigen zum rechtlosen Arbeitstier degradieren ließ. Bei ihr wäre das undenkbar gewesen, und wer es auch nur versucht hätte, ihr nicht mit dem nötigen Respekt zu begegnen, den hätte sie unsanft begrüßt, und es wäre ihm keinesfalls gut bekommen, ihren Zorn herausgefordert und etwa das sogenannte Recht des Stärkeren bei ihr erprobt zu haben.

Aber sie hatte auch das Glück gehabt, für ihre erste Ehe von einem Manne gewonnen zu werden, der sie wie eine Heilige verehrte und den auch sie lieben lernte, als sie erkannte und täglich erlebte, wie hingebend und opferwillig die Liebe dieses Menschen war. Wahre Liebe überwältigt, und die prödesten Herzen öffnen sich vor ihrer geduldigen Macht. Glücklich und gefestigt in einem Kreise gern erfüllter Pflichten lebte Johanna mit dem stillen, fast zu sanften Manne, der ihre einfachen Wünsche verwirklichte und ihr sein Leben lang diente, nicht wie ein Knecht, sondern wie einer, der stark und fromm das Gut hütet, das er vom Himmel empfing. Lange beklagte sie ihn, als er 1870 in Frankreich gefallen war. Sie hatte nur zwei Kinder mit ihm, die leben blieben, den etwas aus der Art geschlagenen Hannes, und die frühernste, in sich gekehrte Hedwig, die später einen so anderen Weg mit jenem unduldsamen, jähzornigen Gastwirtssohn gehen sollte. Damals aber war noch alles der dunklen Zukunft vorbehalten, und friedlich lag das Gehöft auf halber Höhe eines Hügelrückens, der das weite Odertal zur linken Seite begrenzt. Weltnah und doch weltfern lag Johannas Haus und Heim, unweit der alten Fahrstraße, die oberhalb des stillen Anwesens von Albendorf über Stephanshöh und weiter nach Vogtsdorf verlief. Linden und Ahornbäume umstanden die alte strohgedeckte Scheuer, die von einer breiten Einfahrt durchbrochen war, so daß man erst durch ihr Tor und den kleinen Hof, an Ställen und Schuppen vorüber, in das schindelüberdachte Bauernhäuschen gelang. Etwas klein und versponnen war dies alles, und für eine wachsende Familie wäre es wohl zu beengend gewesen. Aber nach Osten, wo das Gelände sacht abfiel, hatte man einen freien und schönen Ausblick, und man konnte weit-

hin in die Flußebene sehen, wo sich die schimmernde Oder verströmte und die weiße, vieltürmige Stadt sich aus den Morgennebeln erhob.
Geborgen und umfriedet war das Leben Johannas, der mühsamen Kleinbäuerin, in der sich kindliche Frömmigkeit und Hingabe zur Erde mit einer stolzen Würde und Heiterkeit vereinigten. Denn wohl war ihre Seele den überirdischen Mächten zugekehrt, doch ihr weltfreudiges Herz gehörte ebenso dem Gatten und den Kindern, wie auch dem großen Kreis der alltäglichen Dinge.
Den heiratsfähigen Töchtern in jener Gegend wurde sie als das Vorbild einer Hausfrau hingestellt, und zumal ihr Ruf als Köchin machte nicht nur bei den Leuten in Albendorf die Runde, sondern verbreitete sich auch noch in den umliegenden Dörfern, wo man sie öfter hinbat, um bei Hochzeiten und anderen Feiern das Festmahl zu richten, oder aber mit leitender Hand die Vorbereitungen zu überwachen.
Konnte sie aber selbst nicht dabei sein, dann wäre kein Hochzeitszug vorbeigefahren, ohne vor ihrem Hause zu halten und einen schmetternden Trompetentusch auf sie auszubringen. Die ganze Reihe der buntgeschmückten, bänderflatternden Kaleschen, voran der Wagen der Musiker, unterbrach die Fahrt, und Johanna mußte herantreten und ein Glas Wein und ein großes Stück Streuselkuchen in Empfang nehmen.
Sie lachte das fröhlichste Lachen und liebte die weltlichen Feste, aber der Friede der Feierabende und sonntäglichen Andachten erschloß ihre Seele noch tiefer und gab ihr erst Gleichmaß und Überlegenheit in den Wechselfällen des Lebens. Des Sonntags las sie zuweilen in alten Büchern, die auf vergilbten Blättern Legenden und zierlich verschnörkelte Verse enthielten, und deren Sinn sonst kaum noch jemand von den Dörflern zu deuten wußte. „Auch das sind Gebete", sagte sie lächelnd den neugierigen Fragern, und ihr Gesicht war voller Innigkeit und bescheidener Hoheit.
Ihr Wesen war Gleichmaß und ruhte festgefügt in der eigenen Ruhe und Kraft. Zu ihr kamen viele um Rat und Trost, denn sie wußte manches, was nicht einmal der städtische Pfarrer, der doch ein gelehrter Mann war, erklären konnte oder wollte. Weiß Gott, wer ihr das eingegeben hatte!
Bei ihr versammelten sich auch die Nachbarinnen zum Federnschleißen an den langen und doch viel zu kurzen Winterabenden, die voller Ofenwärme und Redseligkeit waren, und aus deren Zwielicht die alten Märchen und Volkssagen erblühten. Die Öllämpchen brannten wie Irrlichter über dem Moor, und gedämpft zu Geflüster wurde das Stimmengewirr, und das war, als ginge der Wind durch die herbstlichen Bäume.
Unerschöpflich wie aus einem Brunnen stiegen die geheimnisvollen Geschichten, und wie schattenhafte Fragezeichen saßen die horchenden Frauen, umwölkt von Federn und Daunen.
„Vor vielen Jahren einmal" — so begann Johanna — „war beim Dorfschulzen Hochzeit. Schon den ganzen Tag war gefeiert worden, und es ging schon auf Mitternacht zu. Aber im Kretscham, wo sie hochzeiteten, tanzten und juchzten noch immer die übermütigen Burschen wie losgelassene junge Pferde. Auf einmal — niemand wußte, wie und woher sie gekommen waren, sah man drei fremde Bauernmädchen im Saal,

reicher gekleidet und schöner anzusehen in ihrer goldbestickten Tracht als alle anderen. Da hättet ihr die Männer sehen sollen, die jungen wie die alten, wie sie gafften und sich die Hälse nach ihnen verdrehten! Aber nur die Söhne der angesehensten Bauern wagten es, sie zum Tanze zu holen. Und die angeheiterten Burschen drehten sich mit ihnen, immer wilder und wie von Tollwut besessen, und vergaßen dabei ihre eigenen Mädchen. Es war wie ein heißer Wirbelwind. Und doch war es wie ein kalter Hauch über alle gekommen.

Plötzlich, als die zwölfte Stunde schlug, geschah das Unerwartete. Die Burschen erstarrten vor Schreck, aber der Saal erschallte von schadenfrohem Gelächter. Denn was glaubt ihr wohl, was nun die forschen Tänzer in den Armen hielten?

Vogelscheuchen! Aus Holz und Lumpen. Wie vom Krautfeld hinter der Scheune geholt, vom Winde zerzaust, mit ausgebreiteten Armen. Und die Kleiderfetzen flatterten an ihnen wie dort, denn plötzlich stieß der Sturm die Fenster auf, ein Ächzen und Heulen ging durch die Kastanien im Hof, und draußen hörte man die Hunde wimmern wie vor nahendem Unheil ...

Und wer die Mädchen waren, die sich in Vogelscheuchen verwandelt und die Tänzer genarrt hatten? Ihr Neugierigen! Keine anderen doch als die Töchter der Mora —"

Die Frauen bekreuzigten sich und verspürten das angenehme Gruseln, das ihnen bei solcher Gelegenheit immer über den Rücken lief.

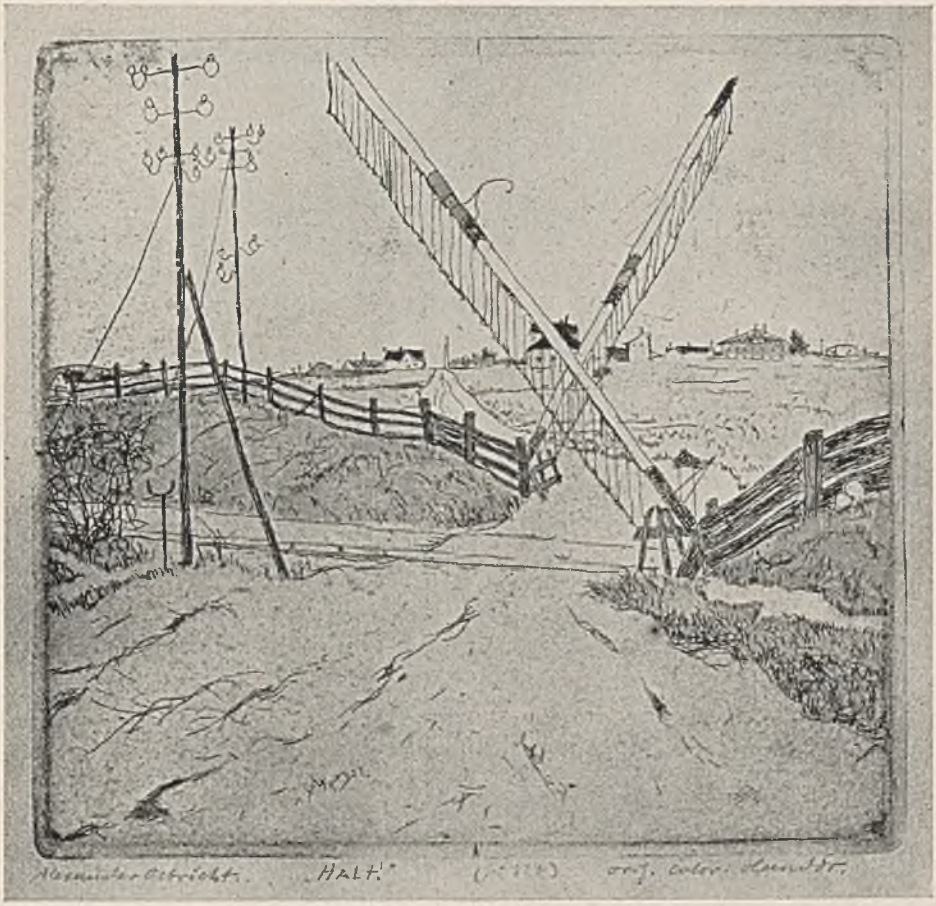
„Die Töchter der Mora, unselige Geister, die erlöst werden wollten von dem Fluch und der Bestimmung, die Menschen im Schlaf zu würgen, Feld und Vieh unfruchtbar zu machen, oder wenigstens Verwirrung anzurichten in der Menschenwelt." —

Wo blieb der heimische und wärmende Schimmer jener wundergläubigen und unwiederbringlich verlorenen Tage der Altväterzeit? Ihrer gedachte Johanna noch oft, da sie sich auf ihrem Auszugsacker tief über die Furchen beugte, als suchte sie die Vergangenheit auszugraben. Sie selbst aber sah aus der Entfernung wie ein Erdhügel aus, den bald der Pflug einebnen würde, der Pflug, der alles umbricht und für neues Leben empfänglich macht.

Prof. Alexander Olbricht — Phantasiepflanzen

Prof. Alexander Olbricht

Pflanzen nach der Natur



Prof. Alexander Olbricht „Halt" bei Ober-Weimar

Prof. Alexander Olbricht — Blick auf Habelschwerdt

HINTER DRAHTZAUN UND BAHNSCHRANKE

Zur Ausstellung von Professor Alexander Olbricht im Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau

Von Cornelius Müller-Hofstede.

Bei der Breslauer Ausstellung von rund 150 Arbeiten des weit über seinen Wirkungskreis an der Weimarer Kunstakademie bekannten Alexander Olbricht durfte schon der Umstand, daß damit in Schlesien ein geborener Schlesier zum erstenmal mit seinem künstlerischen Schaffen hervortrat, für die Breslauer Kunstfreunde keineswegs gleichgültig sein. Man wurde wieder einmal an die auffallende Erscheinung erinnert, wie nach einem mit den Kolonisten des Mittelalters einsetzenden Zustrom künstlerischer Kräfte in Schlesien, der ununterbrochen bis ins 18. Jahrhundert hinein dauert, plötzlich — schon vor 1800 beginnend, eine Abwanderung wiederum künstlerischer Kräfte aus Schlesien einsetzt, die bis in die Gegenwart angehalten hat. Es befinden sich darunter Namen von höchstem Klang und bedeutende Begabungen, von dem Architekten Karl Gotthard Langhans angefangen über Adolph Menzel, dem als „Düsseldorfer" besser bekannten Carl Friedrich Lessing, dem „Karlsruher" Paul von Ravenstein bis zu den Heutigen wie Erler, Jäckel, von Kardorff, Röhricht oder Zimbal. Kein Zweifel, daß das, was die Betreffenden durch ihre „Auswanderung" als Gewinn, als persönliche Bereicherung, ja als letzten Anstoß ihrer künstlerischen Entfaltung ansehen dürfen, als ein geistiger Stammesverlust für Schlesien zu buchen ist. Gewiß waren für manchen die Voraussetzungen in Schlesien nicht gegeben, und es ist müßig, über diesen Umstand zu rechten. Immerhin besteht kein Zweifel, wie ganz anders Schlesien als künstlerisch schöpferischer Gau in Erscheinung getreten wäre, hätten die abgewanderten Kräfte hier alle ihre künstlerische Heimat gefunden. Denn irgendwie interessiert uns heute mehr denn je der Stammesgedanke. Eine ganz neue Besinnung auf das landschaftlich Besondere ist erwacht, ein bewußtes Betonen des stammesmäßig Gebundenen in den künstlerischen und geistigen Kräften der deutschen Landschaften macht sich bemerkbar. Mit dieser Pflege der künstlerischen „Stammesdialekte" hängen Gauausstellungen in den verschiedenen deutschen Landschaften oder Ausstellungsfolgen „die Kunst der deutschen Stämme" engstens zusammen. Damit wird, um mit Nadlers bündigen Formulierungen zu sprechen, „die Pflege der notwendigen und sinngemäßen Beziehungen aller stammhaften Lebensvorgänge aufeinander" angestrebt. Gerade die Beachtung der stammesmäßigen Besonderheiten führt zu einem „Gemeinbesitz des geschichtlichen und zeitlichen Bewußtseins", ohne unfruchtbare Gleichförmigkeit zu bewirken.

So ist auch die Ausstellung von Alexander Olbricht aus Weimar in Breslau aus dem deutlichen Empfinden für das jetzt besonders Sinnfällige der geschilderten Tendenzen er-

wachsen. Denn auch A. Olbricht gehört in den langen Zug der künstlerischen Kräfte, die Schlesien verlassen haben. 1876 in Breslau geboren, konnte sich der Junge mit seiner Begabung schon früh an dem Talent des Vaters Gustav Olbricht (1851–1892) bilden. Dieser gehört als Landschaftsmaler offensichtlich in den Kreis Adolf Dreßlers, der führenden und bedeutendsten malerischen Begabung, für die in Schlesien Verbliebenen am Ende des 19. Jahrhunderts. Der „Eisenbahnzug bei Nacht" im Breslauer Museum mit dem nachtblauen Abendhimmel, den entschwindenden roten Schlußlichtern belegt in der flüssigen, breiten Pinselführung und satten, vollen Farbgebung als sein schönstes Zeugnis den Zusammenhang mit Dreßler und läßt auch noch einen lyrischen Unterton anklingen, den man bei diesem Gegenstand sonst nicht suchen darf. Dieses und einige andere Bilder des Vaters mit Motiven aus der Grafschaft Glatz, in denen er auf seine Weise mit der aufkommenden Freilichtmalerei fertig zu werden versucht, waren der Ausstellung des Sohnes beigefügt.

Der primäre Anlaß und damit der Sinn der Ausstellung lag jedoch in dem Künstlertum Alexander Olbrichts. Es war im wesentlichen eine Graphik-Ausstellung mit Aquarellen und Handzeichnungen. Diese graphische Befähigung und Neigung des Künstlers kam schon vor dem Weltkrieg zum Durchbruch und führte zur vollen Aufgabe der Ölmalerei. Das war keine Willkür, sondern eine dem Künstler eigentümliche Konsequenz, die ihn auf der anderen Seite eine ungemein vielseitige, gründlich ausgebildete Fertigkeit der graphischen Mittel und Techniken ermöglichte. Wir begegnen allen Arten der Radierungen, des Holzschnittes, Steindrucks und unter den zeichnerischen Mitteln fällt neben den Äußerungen der Feder und des Bleies, die gerne mit Wasserfarben kombiniert werden, eine ebenso feinfühlige wie materialgerechte Handhabe mit dem spröden Buntstift auf.

Mit diesem ausschließlichen Einsatz für die graphischen Mittel verbindet sich eine ungemeine Vielfalt der bildlichen Motive und Stoffe. Aus dem ausgestellten Material heben sich zwei große, stark unterschiedene Motivgruppen heraus: die ornamentalen „Spielereien" und Pflanzen einerseits, die mit Vorliebe gepflegten Landschaften andererseits.

Bei dem Begriff des Ornaments befällt uns leicht eine gewisse Skepsis. Wir sind froh, heute Formen gefunden zu haben, mit Formen leben zu können, die ohne Ornament keineswegs schmucklos wirken. Andererseits denken wir gar zu leicht an den letzten großen Anlauf der Bewegung des Jugendstils nach dieser Richtung, ohne das Mißglückte, endlich Überwundene dieser Künstlichkeiten vergessen zu haben. Bezeichnend an den Arbeiten Olbrichts ist, daß vor ihnen der Eindruck des Künstlichen, Gewollten nicht aufkommen kann, obschon die Beziehung zum Jugendstil unverkennbar ist. Sie darf für einen jungen Künstler, der in den Jahren kurz nach 1900 unter dem Eindruck der faszinierenden Persönlichkeit H. van de Veldes arbeitete, nicht wunder nehmen. Man kann auch bei manchen Arbeiten Olbrichts auf die englischen Stilisierungen und auf Verwandtes in Deutschland um diese Zeit hinweisen. Doch das alles trifft nicht das Wesentliche. Was vielmehr alle die Phantasiepflanzen, die „Spie-

lereien" wie die scheinbar „nur" beobachteten Gewächse, Blütenzweige von den Bemühungen des Jugendstils abhebt, ist quellende Phantasie gegen ausgeklügelte Erfindung, sind frei strömende Einfälle gegenüber berechnender Willkür. Genauer gesagt sind diese Einfälle das Ergebnis einer sehr engen und liebevollen Beziehung des Künstlers zu seinen Objekten, den Pflanzen. Im Gegensatz zu den vor dem Weltkrieg herrschenden impressionistischen Kunstanschauungen war es von Alexander Olbricht etwas Neues, wie hier in seinen Silhouetten-Zeichnungen einer Hängefuchsie, Schafgarbe, Wicke oder Winde zum erstenmal eine fast botanische Treue bis zu den feinsten Staubgefäßen, den Härchen am Pflanzenstengel zum Ausdruck kam. Das hätte jedoch nur einen begrenzten Wert, wenn nicht Olbricht in diesen Dingen zugleich das Ornament gesehen hätte, und zwar insoweit, als es zugleich in der Natur der Pflanze lag oder anders ausgedrückt: der Künstler nahm die Pflanze nur dann vor, als sie zugleich natürliches Ornament war. Aus diesem Wechselspiel zwischen Innen und Außen, Phantasie und Beobachtung erwuchsen organisch und zwanglos die zahlreichen Phantasiepflanzen, teils als Silhouetten, teils mit Wasserfarben und Bleistift zu bunten Bündeln in lockerer, bewegter Linienführung vereinigt.

Denselben künstlerischen Schaffenskomponenten begegnen wir in den Landschaften des Künstlers. Hier kommt ihm zugute, daß er das Ornament nie zu gegenständlich aufgefaßt hat, etwa als die oder jene Zierform, wie sie der Jugendstil mit großem Bemühen erfand. Es ist die dekorative Funktion des Ornamentes, d. h. die Aufteilung in der Fläche, die rhythmisch beziehungsvolle Verteilung der einzelnen Motive im Bildausschnitt, die die künstlerische Physiognomie der frühen Landschaften bestimmt. Das bedeutet auf der anderen Seite Vermeidung der perspektivischen Mittel im landläufigen Sinne, da sie die Fläche stören und die Entfaltung der dekorativen Elemente behindern. So erklärt sich, wenn Olbricht in seiner Frühzeit vielfach auf Motive stößt, die von Natur aus keine stärkere perspektivische Tiefenwirkung haben. Motive etwa aus der Bergstadt Habelschwerdt mit Häusern, Straßen gegen den Hang gesehen oder Bauernhäuser aus der Grafschaft am Berg gelehnt mit knappem oder stark verdecktem Horizont. Auf diese Weise kann sich das Verschachtelte und Verwinkelte einer schlesischen Kleinstadt in festen Konturen, klaren ungebrochenen Farben, kaum beeinträchtigt durch perspektivische Verkürzungen dekorativ in der Bildfläche verteilen. Die Motive wirken wie aus einer Spielzeugschachtel hingestellt. Die Blätter bekommen einen ganz eigenartigen illustrativen Schmuckwert. Zugleich wird vor diesen Blättern der zweite positive Wert der künstlerischen Bemühungen zur Zeit des Jugendstils deutlich: der Sinn für Form — nicht nur in ihrer greifbaren Gegenständlichkeit als Haus, Baum usw., sondern auch als künstlerischer Baustein im Bildgefüge. Das bedeutete sehr viel damals, als die Freilichtmalerei mehr und mehr daran ging, nur etwas Negatives in der Form zu sehen, die sich bis zur Unkenntlichkeit aufzulösen begann zugunsten eines Ensembles glitzernder Valeurs.

Die späteren Arbeiten, besonders die aus den letzten Jahren erweisen, daß Olbricht diesen Formensinn nie verloren hat unter dem mannigfachen, sich in großen Gegen-

sätzen bewegenden Wechsel seiner landschaftlichen Motive. Bei diesen bleibt ein Gebiet bevorzugt nach Ausflügen in die norddeutsche Ebene von der Elbe bis Wismar: die Thüringische Wahlheimat mit der Umgegend von Weimar. Wer hier die „klassischen Stätten" sucht, muß notwendigerweise enttäuscht werden, weder Goethehaus noch Wittumspalais, weder Tiefurt noch Belvedere finden sich da. Statt dessen sind es die ausgefahrenen, krummen Feldwege vor der Stadt, nach Oberweimar, Grunstedt, ungepflegte Krautgärten mit windschiefen, verbogenen und durchlöcherten Drahtzäunen, Feldscheunen und nicht zuletzt der nüchterne Backsteinkasten des Bahnhofes von Oberweimar mit Telegrafenstangen und Bahnschranken. In dieser gehäuften Aufzählung wirkt der Motivkreis Olbrichts recht ernüchternd und doch, nimmt man die einzelnen Blätter in die Hand, ist man eher erstaunt über den geradezu poetischen Reiz, den der Künstler diesen Motiven abzugewinnen weiß. Alle Dinge, die Olbricht schaut, sind zugleich Elemente seines Formensinnes und haben darum ihren bestimmten Platz im Bildaufbau. So bekommt das unscheinbarste Motiv eine künstlerische Funktion und damit einen Schönheitswert. Gleichzeitig ist erreicht, daß die Landschaft um Weimar in ihrer einmaligen Besonderheit vom Künstler voll erfaßt ist. Das Charakteristische an ihr ist, von der Stadt aus gesehen, daß man schnell „draußen" ist — wie bei allen thüringischen Städten, daß aber draußen, besonders wenn man die Feldwege Olbrichts geht, zunächst ebenso schnell das Blickfeld sich begrenzt und aufhört. Es ist der kurzwellige und kurzweilige Rhythmus der thüringischen Hügel, in welchen man eingefangen wird, wo der Horizont nah erscheint, im Gegensatz etwa zu den langgestreckten, indifferenten Höhenzügen der schlesischen Ebene. Im Hinblick auf die künstlerischen Mittel bedeutet das eine neue Erschließung des Landschaftsraumes, er wird jetzt mehr ausgeschritten als früher. Der Künstler tut es langsam schlendernd, wie es ein zerfurchter Feldweg eben verlangt, doch bald bleibt er stehen, denn es geht ja bergauf, und kaum ist der Blick den Ackerfurchen entlanggeglitten, so findet die perspektivische Raumwirkung ihr Ende in der abschließenden Linie eines nahen Höhenrückens, der mit seinen Häusern, Baumreihen, Telegrafenstangen, Bahnschranken das Blickfeld zur Bildfläche werden läßt und aus diesen Dingen dekorative Werte entwickelt, die das Motiv zum Bild machen. Mit anderen Worten: gerade die Dinge, die uns auf den ersten Blick stutzig machen, entbehrlich erscheinen, bekommen einen Grad von Notwendigkeit in der Bildwirkung, der ihnen erst ihren künstlerischen Wert verleiht. Es gibt sicher nichts Trostloseres als die thüringischen Backsteinbahnhöfe, gleich, ob es der von Niedertrebra oder Oberweimar ist. Aber wie das Backsteinrot leuchtend und beherrschend in dem sonst zurückhaltenden Kolorit steht, ist ebenso überzeugend wie geistreich. Mit den Bahnschranken ist es nicht viel anders. Wie sie als Wegabschluß halb geöffnet in die Luft ragen, sind sie in ihrer ornamentalen Wirkung eher ein künstlerischer Anziehungspunkt als ein Verkehrs- oder Blickhindernis, ein durchaus notwendiger Teil des Landschaftsbildes. Mit Olbrichts Drahtzäunen freundet man sich ebenso schnell an. Der Zaun ist überhaupt eine Art Leitmotiv in Olbrichts Landschaften. In einer Jugendarbeit des Künstlers ist er bereits

der beherrschende Bildgedanke in der Art, wie er quer absperrend mit schweren Balken sich über das ganze Blatt zieht. In späteren Arbeiten läuft er schräg durch den ganzen Bildraum und teilt ihn als Plankenzaun gewissermaßen in zwei Hälften. Erst in den letzten Blättern bekommt er eine neue Funktion. Der Betrachter wird jetzt nicht mehr gleichsam ausgesperrt und ferngehalten, sondern die Durchsichtigkeit des Drahtzaunes und ein veränderter, manchmal leicht erhöhter Standpunkt erlaubt einen bequemen Blick über ihn hinweg etwa in den „Nachbargarten" – eine der gelungensten Radierungen aus diesem Themenkreis. Hinter dem oft windschiefen und verbogenen Zaun erschließt sich erst richtig das Motiv mit dem ins Kraut geschossenen Blaukohl, dem roten Mohn und wuchernden Winden um die behelfsmäßige Gartenlaube. Genau wie die Bahnschranke wird der Zaun zu einem Bildwert, zum Bindeglied zwischen Kunstwerk und Betrachter, zum Sprungbrett für die Blickführung. Es ist die Welt des Intimen, in die man geführt wird, und die letzten Endes alles erklärt: die Gartenmotive, das ansteigende Vorland, die bunten Siedlungshäuser am Sturzacker, den Zirkus am Stadtrand. Trotz der Ausschaltung alles Figürlichen können wir uns die Menschen dieser Welt mit ihrer Mischung von Genügsamkeit und Regsamkeit, ihrer Neigung zur Heiterkeit und Beschaulichkeit sehr plastisch vorstellen. Es sind die Menschen in „Dingsda", wie sie uns Johannes Schlaf, der sicher nicht zufällig zu Olbrichts Arbeiten eine sehr positive Beziehung gefunden hatte, so lebendig hingestellt hat.

Zwei Dinge sind es, die den intimen Charakter von Olbrichts Landschaften noch besonders unterstreichen. Gegenüber dem mehr illustrativen, lebhaft bunten Kolorit der Frühblätter wird jetzt die Farbe zu einer Zartheit und Lichtheit entwickelt, wie es nur im Aquarell möglich ist. Die Töne sind gewissermaßen über das Papier hauchdünn lasiert, so daß dieses noch mitspricht. Oft wird sein Ton stehen gelassen und als Farbwert in die Aquarellwirkung mit einbezogen. In einer Winterlandschaft ist das meisterhaft gelungen: das Grau des Papiers wird zur Leichentuchfarbe des Himmels. Nicht zuletzt bedeutet diese Entwicklung auch eine immer mehr wachsende Ökonomie der Mittel und damit eine immer stärkere Einsicht in das künstlerisch Wesentliche. So kommt es, daß seine sparsamsten Blätter auch seine wirkungsvollsten sind.

Diese Wirkung ist um so bemerkenswerter, als das Format von Olbrichts Arbeiten zunächst geeignet ist, den Zugang zu ihnen zu erschweren. Der Künstler bevorzugt das Kleinformat und nähert sich häufig den Maßen einer Visitenkarte. Gerade bei seiner Neigung zum Intimen ist die Gefahr des Verniedlichens hierbei besonders groß. Tatsächlich aber ist es wohl der Klarheit seiner künstlerischen Einsichten zu danken, daß das Format die Wirkung der Blätter nicht mindert. Man kann sogar noch weiter gehen und sagen, gerade weil der künstlerische Gedanke auch im kleinsten Maßstab rein und unverfälscht zum Ausdruck kommt, wächst die Wirkung der Darstellung über ihr Format hinaus, so daß der Betrachter sehr leicht sich dessen gar nicht bewußt wird.

Von Schlesien aus betrachtet – dazu gibt die Breslauer Ausstellung durchaus Anlaß – ist allerdings die Bevorzugung eines beschränkten Formates nichts Ungewöhnliches. Ohne in eine billige Verallgemeinerung fallen zu wollen, muß man darauf hin-

weisen, wie gerne sich schlesische Künstler des 19. Jahrhunderts des Kleinformats mit großem Erfolg bedient haben. Menzel ist der erste Fall, selbst wenn man den Auftrag als Einschränkung bei den Holzschnittillustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrich d. Gr. gelten läßt und auf seine bekannte Vignette mit den „douze centimètres" hinweist. Es bleibt entscheidend, wie er dieses Format bewältigt hat, wie sich gerade hierin sein künstlerisches Genie äußert. Ein zweiter sehr hervorstechender Fall ist der Breslauer Architekturmaler Adelbert Woelfl, dessen beste Gemälde schon in sehr kleinen Ausmaßen sich halten, der jedoch in seinen Zeichnungen und Aquarellen sich mit den kleinsten Maßstäben begnügt, um hier mit wenigen, ebenso sparsam wie intensiv angewandten Mitteln eine über das Format hinausgehende große Wirkung zu erzielen. Schließlich ist es kein Zufall, daß die kleinen Ölstudien der Gertrud Staats zugleich ihre besten Leistungen sind. Bei dem Vater Gustav Olbricht ist es ganz ähnlich, und so wird es keineswegs auffallend, wenn sich an unsere Reihe Alexander Olbricht anschließen läßt. Das Format ist dann keine Äußerlichkeit mehr, sondern es wird zum Wahrzeichen einer künstlerischen Gesinnung, zum Symbol des Intimen, wo sich das Gefühl für das Dichterische zu besonderer Stärke entwickelt.

So bleibt von der Ausstellung noch ein Gewinn, der uns wieder zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtungen führt. Sie erscheint uns jetzt besonders „sinngemäß" im Hinblick auf das, was wir von den „Beziehungen aller stammhaften Lebensvorgänge aufeinander" sagten. Sie erklärt einerseits, warum der Schlesier in Thüringen heimisch werden konnte, warum andererseits seine in Thüringen heimische Kunst uns hier in Schlesien wieder vertraut und verständlich geworden ist.

DER FLÖTENSPIELER

Kurt Schmidt

Er weiß sein Lied und trägt es doch verschwiegen
und ringt mit ihm in tiefer Einsamkeit
bis jedes Wort, wie Gold gediegen,
sich aus dem Schlackenmeer befreit.

O, könnten wir so immer schweigen
und unser Herz voll Sonne tragen,
uns froh vor jeden Tag verneigen,
da wir der Sehnsucht stolz entsagen
das Lob der Gasse zu erstehlen:
Hilf Gott, uns ganz im Werk vollenden,
dann Brüder, kann uns nichts mehr fehlen!

FAMILIENNAMEN, DAS ERBE UNSERER AHNEN

Ein Beitrag zur Namenkunde des Kreises Neustadt OS.

Von Alfons Markhoff, Neustadt OS.

Unter den Familiennamen der Heimat verdienen diejenigen die größte Beachtung, die ihren Ursprung im Germanentum haben und die ganze Lebensauffassung und Geistesrichtung unserer Ahnen enthüllen. Auch der Kreis Neustadt birgt eine Fülle derartiger Namen, die uns die Hauptwesenszüge der Urväter offenbaren: Ehrfurcht vor der Gottheit, kämpferischen Geist, Volksverbundenheit, Streben nach Schönheit des Körpers und Vervollkommnung des Geistes. Die meisten dieser Namen sind aus altdeutschen Personennamen hervorgegangen, die ihrerseits wieder aus althochdeutschen, altsächsischen, angelsächsischen und gotischen Namensstämmen gebildet sind. In der weiteren Ausführung seien folgende Abkürzungen gebraucht: ad. = altdeutsch, ags. = angelsächsisch, ahd. = althochdeutsch, as. = altsächsisch, got. = gotisch.

Von unseren Vorfahren rühmen wir eine heilige Ehrfurcht vor der Gottheit und ihren gläubigen Sinn. Beides kommt in Namen der Heimat zum Ausdruck, wie Gödel und Gotzmann. Sie sind mit dem Stamm ags. god, ahd. got = Gott gebildet. Gödel ist von dem ad. Namen Godovalt, Gotzmann von Godasmann hergeleitet. Sie nennen uns den durch Gott Gewaltigen und den Gottesheld. Eine Stammesgottheit der Germanen, und zwar der Hermionen, war Irmin. Aus dem ad. Namen Irminher ist Irmer entstanden, ein führender Name der Stadt Neustadt. Zugrunde liegt für die Namensbildung der Stamm irmin, durch Vokalangleichung aus ermin entstanden. Auch Irmler gehört hierher. Wir denken beim Klang der Namen Irmer und Irmler unwillkürlich an die Irminsul, die Bundessäule, die Karl der Große zerstörte. Unsere Väter befolgten den Ratschluß der Gottheit. Die Ehrfurcht vor dem göttlichen Rat spricht aus dem Namen Rehmet. Er ist von dem ad. Namen Raginbrecht abgeleitet, der aus ragin, regin = göttlicher Rat, gebildet ist.

Neben dem gläubigen und ehrfurchtsvollen Sinn gegen die Gottheit tritt vor allem Kampf, Schlacht und Streit im Wesen unserer Vorfahren hervor. Ihr Leben war Kampf in allen erdenkbaren Formen. So mußten die Germanen für den Kampf geschult sein. Im Kampfe konnten sie auch ihre heldischen Eigenschaften offenbaren: Mut, Kühnheit, Todesverachtung, Kameradschaft. Dieser Schätzung wehrhaften Geistes gaben sie in Namen Ausdruck; und die ahd. Sprache bietet nicht weniger als fünf Wortstämme auf, um diesem Wesenszuge der Germanen Ausdruck zu verleihen: badu, gunt, hadu, hild und wig. Mit dem Stamm badu ist Badelt gebildet; der Name entstand aus dem ad. Namen Badold. Der in Zülz alteingesessene Name Gundrum kann seine Herkunft von ad. Guntchram (Guntram) ableiten und bedeutet: der Schlachtrabe. Der zweite Stamm ram ist von raban abgeleitet und bedeutet Rabe. Wir den-

ken an die beiden Raben Hugin und Munin, die auf den Schultern Odins saßen und dem Göttervater von dem Weltgeschehen berichteten. Habel ist von dem ad. Namen Hadubald hergeleitet. Gleichfalls mit hadu ist Hettwer gebildet. Er ist aus dem ad. Namen Haduward hervorgegangen. Am allerhäufigsten findet der Stamm hild Anwendung. Aus ihm entspringen eine Unmenge ad. Namen. Es sollen nur einige genannt werden: Hildiher, Hildimar, Hildiwin, Hiltigund, Hiltiman. Auf Hildiher geht der für Neustadt und Umgegend sehr bekannte Name Hiller, auf Hildimar Hilmer, auf Hiltiman Hillmann und Hellmann zurück. Und der letzte Stamm, der Kampf ansagt, steckt in den heimatlichen Namen Wicke, Wiegert, Weirich. Aus Wigo (der Kämpfer) entsprang Wicke, aus Wighard Wiegert und aus Wigirich Weihrich. Es ist nicht nur der Kampf an und für sich, der aus den germanischen Namen zu uns spricht. Um das kämpferische Leben in seiner Gesamtheit zu zeigen, dienen auch die Ausdrücke für Wehr und Waffen, dann die Begriffe für Helden und Kriegsvolk, sowie für die Tugenden des Kriegers und die Güter, um welche der Kampf entbrennt. Der mit dem Helm geschützte Krieger tritt uns im Namen Grimm entgegen. Er ist von Grimo (der Behelmte) abgeleitet. Angetan mit der Rüstung, schauen wir den Helden in dem mit brun = Harnisch abgeleiteten Namen Braunert.

Die Hauptwaffe ist ihm das Schwert. Ortelt und Ortmann sind Helden des Schwertes; denn ort heißt Schwertspitze, Schwert. Ortelt, von Ortolt, ist der Schwertgewaltige, und Ortmann, von Ortman stammend, der Schwertheld. Der Krieger führt auch das Schlachtbeil, die Streitaxt. Darauf deuten die aus Bilifrid hervorgegangenen Namen Biefel und Bilzer hin. Die erste Silbe des ad. Namens nennt den Stamm bil = Schlachtbeil, Streitaxt. Doch auch im Handhaben des Wurfspeers ist der germanische Kämpfer Meister. Mit dem Ger umzugehen versteht Görlich, eigentlich Gerlich, aus Gerolah, der Speerfrohe, entstanden. Aus dem langobardischen Stamm gaida, agſ. gadu = Lanzenspitze entstand Jeitner, eigentlich Gaidner. Im Kampf voran leuchtet das Banner, und Bandheri trägt und kämpft um das Banner. In Pandel und Pander ist dieser ad. Name erhalten geblieben. Der treue Kampfgefährte des Kriegers ist das Schlachtroß. Marafrid schützt durch das Streitroß. Aus ihm entstanden Mehrfort und Merfert. — Die germanischen Begriffe für Helden und Kriegsvolk leben in den Namen Theinert und Thienel weiter. Beide sind mit dem ahd. Stamm degan = Krieger, Gefolgsmann, gebildet, aus dem die ad. Namen Degenher und Theganold hervorgingen.

An den Kampfgeist der Vorfahren und die Tugenden des Kriegers erinnern die Namen Alder, Friemel, Gernt, Ertelt und Hartelt, Kieslich, Nippel, Rieger, Rother und Rotter, Schweter und Streibel. Alder, von Althar, kämpft nach Art der Alten. Friemel ist von dem ad. Namen Frumold, Frimold abgeleitet und bedeutet: den in Tapferkeit Waltenden. Auf den gleichen Stamm geht der in früheren Jahrhunderten in Neustadt bekannte Name Frohmhold zurück. Die ungestüme Kampflust der Germanen spiegelt sich in dem Namen Gernt wieder, gebildet aus dem ad. Namen Gernhard, Erweiterung von Girhard. Ertelt und Hartelt kommen von Hardolt her und

bezeichnen den mit Kühnheit Kämpfenden. Denselben Sinn hat Hartwig, von Harduwich abgeleitet. Kieslich nennt den Speerfrohen; der Name entstand aus ad. Gisaleik. Nippel ist von Nidbald hergeleitet und bedeutet: der in Kampfwut Kühne. Der Stamm nid bedeutet Eifer, Erbitterung im Kampf und bald, auch zu bold abgelautet: Kühnheit. Aus Hrodgar = der Ruhmspeer, entstand Rieger; hrod heißt Ruhm, und gar ist dasselbe wie ger = Wurfspeer, Ger. Ruhmvoll kämpfte auch Hrodhari, welcher Name in Rother und Rotter weiterlebt. Der im Kampf Behende ist Schweter. In diesem Namen ist der Stamm swind = geschwind, behende, verborgen. In Streibel schauen wir den streitbaren Krieger; der Name ist aus ad. Stridbert hervorgegangen.

Und um welche Güter kämpften denn unsere Vorfahren? Sie schützten ihre Scholle, Heimat und Vaterland. Ihren Erbbesitz, das Geschlechtsstammgut, das dem Begriff Heimat gleichzusetzen ist, bezeichneten sie mit den Wortstämmen: odal, uodal, udal. Daraus sind die Namen Ullmann (Odalman) und Ulrich entstanden. Der Germane schützte seinen Besitz gegen fremde Eindringlinge durch eine Einfriedung oder ein Gehege. Daran erinnern uns noch die Namen: Hein, Heinisch, Hanel, die aus dem Stamm hagan hervorgegangen sind. Hein und Heinisch liegt der ad. Name Hagino, Hanel der Name Haginold zugrunde. — Das Endziel des Kampfes war unseren Ahnen Sieg und Frieden. Wie hoch sie den Sieg einschätzen, geht schon aus der Unzahl der ad. Personennamen hervor, die mit dem Stamm sig gebildet sind. Er ist in den Familiennamen Seichter und Seibert enthalten. Seichter kommt von Sigihard, Seibert von Sigibert her. An die Hochschätzung des Friedens erinnern Fipper und Fritsch; sie bezeichnen die den Frieden Schützenden.

Unsere Vorfahren erkannten klar, daß in der Volksgemeinschaft ihre ganze Stärke lag. Die enge Volksverbundenheit lesen wir aus den Namen heraus, die mit den Stämmen diet, liut und volk zusammengesetzt sind: Dittrich, Leipert, Liebert und Völkel. Alle drei Stämme bedeuten: Volk. Dittrich entstand aus Dieterich, Leipert und Liebert aus Liutpert, und Völkel aus Fulko.

Neben den kriegerischen Tugenden pflegten sie untadlige, edle Gesinnung, die in dem Namen Edlinger heute noch weiterlebt. Edlinger ist der Adlige, der Edelmann. Und die Geschichte dieser Familie bestätigt die vornehme Abstammung in alter Zeit. Die Edlinger leiten nämlich ihren Ursprnng her von dem uralten Bauerngeschlecht der Edlinger, den sog. Herzogsbauern aus Kärnten, so genannt, weil die Herzogseinsetzung daselbst ein erbliches Recht ihrer war. Bereits 1269 ließ sich der Böhmenkönig Ottokar II. von einem Edlinger einsetzen.

Auf die Ausbildung und Übung des Körpers legten unsere Vorfahren allergrößtes Gewicht. Darum trieben sie eifrig Sport, der ja der Wehrhaftmachung diente. Sie pflegten mit Vorliebe die Kampfspiele. Das lesen wir noch heute aus dem Namen Spiller heraus. Spilihard ist der, der das Waffen- und Kampfspiel treibt.

Die Namen der Heimat sind uns ein klarer Spiegel der Wesenszüge unserer Vorfahren. Darum wollen wir beim Klang der Namen, die als teures Erbgut uns überkommen sind, unserer Ahnen stets eingedenk sein.

MUZEUM W. WIŚNIACH

R U H M D E R H E I M A T

Gerhard Kuckhoff

Wenn ich deines Waldes Dom durchschreite,
Hör ich deine ewige Melodie,
Sehnsucht klingt, die zarte Harfensaite,
Klingt und schwingt, und selig wandelt sie.

Abendstern in einen goldenen Hafen,
Der mir lächelnd winkt am Tor der Nacht.
Wen die Stimmen deiner Quellen trafen,
Heimat, der ist trunken aufgewacht,

Hat ein Lied, dein ewiges Lied gesungen.
O, e i n Name nur, der uns entzückt:
Eichendorff! — aus deinen Dämmerungen
Hat er deinen tiefsten Glanz gepflückt.

Wenn ich deines Waldes Dom durchschreite,
Hör ich auch das Rauschen deiner Kraft.
Tausendmal riefst du dein Volk zum Streite,
Tausendmal hat es sich aufgerafft,

Noch von deinem ewigen Liede trunken,
Und dein Feind erschrak vor deiner Macht.
Allemal noch ist er hingesunken.
Einst erprobt in der Tatarenschlacht,

Wirst du herrlich in des Reiches Osten
Sein lebendiger starker Schutzwall sein,
Und wir werden deine Größe kosten,
Deinem Strom und deinem Wald uns weihn.

UNIV.-PROF. DR. ALBERT BRACKMANN 70 JAHRE ALT

Wenn Professor Dr. Brackmann in diesem Monat in voller Schaffenskraft 70 Jahre alt wird, so darf Schlesien unter den Glückwünschenden nicht fehlen. Es hat die Ehrenpflicht, in Dankbarkeit der vielfältigen Förderungen zu gedenken, die der Jubilar besonders im letzten Jahrzehnt der schlesischen, insbesondere der oberschlesischen Heimatarbeit angedeihen ließ.

Aus einer angesehenen braunschweigischen Patrizier- und Gelehrtenfamilie stammend, wurde Professor Brackmann am 24. Juni 1871 in Hannover geboren. Er widmete sich zunächst dem höheren Schuldienst und war nachher Professor an den Universitäten Marburg, Königsberg und Berlin. 1929 wurde er zum Generaldirektor der preußischen Staatsarchive und zum 1. Direktor des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem ernannt, 1935 zum kommissarischen Leiter des Reichsarchivs. Am 1. Oktober 1936 ging er infolge Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand. Von 1932 bis 1937 war Professor Brackmann der Leiter der Publikationsstelle in Berlin-Dahlem, seit 1933 ist er Leiter der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft, seit 1934 der Zentralstelle für Nachkriegsgeschichte. Ehrenmitglied des Vereins für Geschichte Schlesiens und der Historischen Kommission für Schlesien ist er seit 1931, der Kommission für Geschichte in der Sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung seit 1940.

Professor Brackmann ist einer der führenden und allgemein anerkannten deutschen Historiker unserer Zeit. Seine Schaffenskraft widmete er zunächst der mittelalterlichen Geschichte und den historischen Hilfswissenschaften. Seit er 1913 an die Universität Königsberg berufen wurde, nahm er sich mit besonderer Liebe und mit Erfolg der geschichtlichen Erforschung des Ostens an.

Neben einer sehr großen Anzahl größerer und kleinerer Aufsätze wurden wertvolle Bausteine für die deutsche Geschichtsschreibung u. a. seine Werke aus dem Ostbereich: „Zantoch, eine Burg im deutschen Osten", „Magdeburg als Hauptstadt des deutschen Ostens im frühen Mittelalter", „Krisis und Aufbau in Osteuropa". Brackmann ist weiterhin der Herausgeber des im Jahre 1933 erschienenen Werkes „Deutschland und Polen", sowie Herausgeber bzw. Mitherausgeber der Schriftenreihe: „Ostpreußische Kriegshefte", „Forschungen zur mittelalterlichen und neueren Geschichte", „Deutschland und der Osten", „Baltische Lande" sowie der Zeitschriften: „Jahresberichte für deutsche Geschichte" (seit 1925), „Historische Zeitschrift" (von 1928 bis 1935), „Die Jomsburg" (seit 1937), „Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung" (seit 1937).

Wir in Oberschlesien lernten Professor Brackmann nach 1933 kennen. Damals kam er zu uns und half uns mit seinen reichen Erfahrungen und seinem Einfluß, die deutsche heimatkundliche Arbeit in Oberschlesien lebendig zu erhalten und neu auszurichten. Auf den Jahrestagungen der Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft berücksichtigte er gern und weitgehend immer wieder auch oberschlesische Fragen. Die Tagung der Forschungsgemeinschaft im Jahre 1934 in Neisse vereinigte eine sehr große Reihe führender deutscher Wissenschaftler und Volkstumsvorkämpfer und brachte die schlesische Landes- und Volkstumsforschung ein gutes Stück vorwärts. Wenn 1936 das „Amt für Landeskunde" in Oppeln gegründet werden konnte, so waren von Seiten der Wissenschaft neben Univ.-Prof. Dr. Aubin in Breslau Professor Dr. Brackmann und sein treuer Helfer Dr. Papritz wesentlich beteiligt. Auch der deutschen Heimatforschung in Ostoberschlesien, so den Bestrebungen von Viktor Kauder, schenkte Prof. Brackmann immer wieder gern seine Hilfe.

Überhaupt hat sich zwischen Oberschlesien und ihm und seinem Berliner Arbeitskreis in den letzten Jahren eine rege und fruchtbare Arbeitsgemeinschaft gebildet, die nicht durch Satzungen und gegenseitige Verpflichtungen eingeengt ist, deren Motor vielmehr immer ausschließlich der Dienst für Volkstum, Heimat und Vaterland war.

Was die Zusammenarbeit mit Professor Brackmann angenehm und genußreich macht, das ist seine lautere Art, das sind sein offenes und taktvolles, verbindliches Wesen, seine bei aller persönlichen Bescheidenheit feste, klare und zähe Haltung, seine stete Hilfsbereitschaft, aus seinem umfassenden Wissen und seinen reichen Erfahrungen seiner Gefolgschaft, seinen Arbeitskameraden und der Sache selbstlos zu dienen.

Der Führer hat Prof. Dr. Brackmann anläßlich seines 70. Geburtstages den Adlerschild des Deutschen Reiches verliehen. Karl Schodrok.

NACHTWANDERUNG DER SCHLESISCHEN ORNITHOLOGEN IM TRACHENBERGER TEICHGEBIET.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüt' und Duft. Lenau.

Naturkundliche Wanderungen dienen am besten der Erforschung des heimischen Pflanzen- und Tierlebens. Sie lassen uns so recht die Schönheiten unseres Schlesierlandes erleben. Solche

Wanderungen vermehren die Naturkenntnisse, vertiefen unser Naturgefühl und verhelfen zur tiefen Heimatverbundenheit. So dienen sie also nicht zuletzt dem Heimatgedanken und schaffen die erdhafte Verbundenheit mit dem Heimatboden. Es gilt vor allem, auch breiteren Schichten unseres Volkes Anregungen zu geben, wie man zur „Naturbildung" gelangen kann. So haben wir in Oppeln schon seit vielen Jahren vogelkundliche Frühwanderungen eingeführt, an denen sich jedermann beteiligen kann. Sie erfreuen sich von Jahr zu Jahr eines stärkeren Zuspruchs, namentlich auch bei der Jugend. Die vogelreiche Bolkoinsel, ein Mischwald und ein Bruchgebiet sind die Ziele. Besonders notwendig ist es, die Vögel nach ihren Lautäußerungen bestimmen zu lernen. Nur die Kenntnis der Vogelstimmen macht die Feststellung der Arten möglich. Durch das Ohr gelangen wir zur Vogelkenntnis. Die Hauptsache ist, daß die Teilnehmer zu eigenem Beobachten und Denken angeregt werden.

Gern ergreift der Feldornithologe die Gelegenheit, neue vogelreiche Gebiete kennenzulernen. Eine Nachtwanderung in einer von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Landschaft, wie sie die Bartschniederung zwischen Militsch und Trachenberg darstellt, bietet unendlich viel an Erleben. So war auch eine zahlreiche Teilnehmerschar der Einladung des Vereins Schlesischer Ornithologen für Sonntag, den 18. Mai, gefolgt.

Um 1 Uhr nachts begann die Wanderung vom Bahnhof Trachenberg aus. Nach Durchschreiten des stillen Städtchens kamen wir bald durch einzelne Waldstücke. An den fahlen Umrissen der mächtigen Eichen konnte man die Eigenart der Landschaft zunächst nur ahnen. Blutrot stieg der Mond über die Baumkronen. Die ersten Nachtstimmen wurden vernehmbar. Das eintönige Quaken der Laubfrösche wurde begleitet vom fernen Ruf der Knoblauchkröte und dem melodischen Trillern der Wechselkröte. Ein unheimliches hu, hu, hu verriet die Waldohreule; auch der Waldkauz ließ sich hören. In Radungen fielen zahlreiche Storchnester auf, die z. T. besetzt waren. Noch bei völliger Dunkelheit setzten Kiebitz, Stockente, Bläßhuhn, Zwergtaucher, Schwarzhalstaucher, Lerche und Gartenrotschwanz mit ihren Stimmen ein. Der Altteich war erreicht. Die geheimnisvolle Große Rohrdommel ließ in Abständen ein dumpfes „prumb" ertönen, das ihr den Namen „Moorochse" eingetragen hat. Es klang fast wie der Ton einer Urwaldtrommel. Zahlreiche Graugänse schrien wie unsere Hausgans. Die Bekassine unternahm auch im Finstern ihren Sturzflug, der durch das eigenartige „Meckern" begleitet wurde.

Mit zunehmender Helligkeit wurde der Chor der Stimmen immer reichhaltiger. Von Singvögeln waren zu hören: Buchfink, Amsel, Singdrossel, Pirol, Kuckuck, Goldammer. Der Drosselrohrsänger „quarrte" im Schilf, das grünfüßige Teichhuhn rief kurz kurr, kurr, und der Dorndreher warnte rauh gäk, gäk. Der Altteich war zur Hälfte in tiefes Blau getaucht, zur Hälfte schimmerte er silbern. Wir genossen ein herrliches Bild: der Silberschimmer ging in ein immer tiefer werdendes Rot über. Die Sonne stieg aus dem See empor. Die ganze Schönheit der Landschaft wurde offenbar. Wir waren in einem Naturwald, einem Mischwald, wo die Bäume nicht gedrillt in Reih und Glied stehen, sondern nach ihren eigenen Gesetzen in Freiheit wachsen. Da war die gesunde Dreiteilung in Baum-, Strauch- und Kräuterbestand vorhanden. Der Reichtum an Unterholz, der erst den malerischen Reiz schafft, war groß. Zahlreiche Schwimmvögel lenkten die Aufmerksamkeit auf sich. Haubentaucher, Tafel-, Moor-, Schnatter- und Reiherenten wurden festgestellt. Die Taucher waren von ihren Jungen begleitet. Bei der Reiherente fielen der schöne Kopfschmuck und das blendende Weiß ihrer Flanken im Gegensatz zu dem tiefschwarzen Gefieder auf. Im Weiterschreiten durch den Wald erfreuten uns Kohl-, Blau- und Schwanzmeisen durch ihr drolliges Treiben im Geäst. Der Trauerfliegenfänger fiel durch seine vornehme Schwarzweiß-Färbung und der Gelbspötter durch die metallisch harte Klangfarbe seiner Melodie auf.

Als wir auf eine Landzunge des golddurchsonnten Teiches traten, bot sich uns ein wundervolles Bild: Über der weiten Wasserfläche schwebten drei Kraniche, unsere größten heimischen Vögel, dahin. Schnabel, Hals, Rumpf und Beine bildeten eine schnurgerade Linie. Längere Zeit konnte man die seltenen Vögel mit dem Fernglas verfolgen. Vorüberziehende Störche und Reiher boten Vergleichsmöglichkeiten. Der Flug des Fischreihers ist sehr charakteristisch: sein Hals ist während des Fliegens S-förmig zurückgebogen. Kurze Zeit darauf sahen wir einen Kranich auf einer Wiese dahinschreiten. Der dunkle, buschige Schwanz machte ihn auffällig. Alle Augenblicke „sicherte" der scheue Vogel, der zu den größten Seltenheiten gehört. Bald darauf hörten wir auch Kranichstimmen: trompetenartige Töne vermischt mit allerlei Jahrmarktsgeräuschen.

In den Schilfwald des Nesigode-Teiches fiel eine schwarzbraune Rohrweihe ein. Dieser Raubvogel räumt stark unter dem Wassergeflügel auf. Hoch über dem Walde wurde ein großer Vogel an seinem Gabelschwanz als Schwarzer Milan erkannt. Neue Sänger stellten sich vor: Der Baumpieper flog auf und sang sein Balzlied; die kleinen Laubsänger ließen sich nur nach ihren Stimmen unterscheiden, und der Ortolan stimmte seine schwermütige Weise an. Eine Neuerscheinung war der Schlagschwirl, der uns seine wetzende Schwirrstrophe vortrug. Ein größeres

Nest auf dem Waldboden wurde als Entennest angesprochen. Das Landschaftsbild änderte sich. Sanddünen gaben der Gegend das Gepräge. Als Charaktervogel ließ hier der Brachpieper beim Balzfluge sein fortgesetztes zirrlui ertönen. Gelbe Kuhstelzen flogen wippend über den Acker. Von weitem erklang das upp upp des Wiedehopfes.

Die Frühstückspause in einem Gasthaus von Buchenhagen war nach dem weitausgedehnten Nacht- und Frühmarsch reichlich verdient. Im Hof saß eine Uferschwalbe neben einer Rauchschwalbe, während eine Mehlschwalbe vorbeiflog. Noch einen weiteren See, den Großen Grabowketeich, lernten wir in den Vormittagsstunden kennen. Hier erregte vor allem die schwarzschwänzige Uferschnepfe Aufmerksamkeit. Auffällig sind ihre langen Stelzen und der gerade lange Schnabel. Als sie aufflog, hörten wir auch ihre Stimme, die wie ein hochausgestoßenes „Ach Gott, ach Gott" klingt. Dem unk, unk einer Unke wurde nachgespürt und als Urheber eine kleine Kröte entdeckt, die gelbe Flecke auf ihrer Unterseite aufweist und kaum die halbe Größe eines Frosches hat.

Wunderschöne Waldbilder zeigte uns dann der Marsch nach Jagdhausen: Gewaltige Eichen und Buchen säumten den Weg. Der Blick glitt bewundernd über den grünen Samt des Mooses, das Rankenwerk der Beerensträucher, über farbenfreudige Waldblumen und dunkle Waldeskammern. Auf einer Kiefer stand ein Nest von großem Umfang. Ein Schwarzstorch, der wegen der Gefahr des Aussterbens zum Naturdenkmal erklärt wurde und ein einsamer scheuer Waldvogel ist, brütete darin.

Eine schöne Fahrt auf Leiterwagen nach Trachenberg beendete die erlebnisreiche Wanderung. Die Teilnehmer dankten Dr. Schlott, der uns ein kenntnisreicher Führer war. Sie hatten eine der artenreichsten Vogelgebiete und eine der schönsten Wald- und Teichlandschaften durchwandert und erlebt. Arthur Steffen.

*

Joachim Herrmann, Klingendes Schlesien. Musikkultur vom Mittelalter bis zum Barock. 12. der Schlesienbändchen aus Schlesienverlag, Breslau. Preis 0,80 RM., geb. 1,20 RM. Soviel auch nur für die schlesische Musikgeschichtsforschung zu tun bleibt: seit dem Erscheinen von Dr. Fritz Feldmanns Musik und Musikpflege im mittelalterlichen Schlesien (Darstellungen und Quellen zur schles. Geschichte. Bd. 37. Breslau 1938) hat sie einen festen Unterbau bekommen. Darüber läßt sich mit einigem Wagemut das Baugerüst zu einer schlesischen Musikgeschichte aufführen. Das Werk ist notwendig, weil die geschichtliche Vergangenheit unserer Heimat heute nicht nur wissenschaftlich eingestellte Forscher angeht, sondern eine Kraftquelle für die Allgemeinheit werden kann, wenn es glückt, an die Kunst der alten Meister heranzuführen. Der grundstürzende Gesinnungswechsel, den wir in der jetzigen Zeitwende in unserer Kunstanschauung erleben, hat den Boden in nie geahnter Weise für die Erweckung der herrlichen und so lange verkannten deutschstämmigen Kunst gelockert. Vor allem ist es die Jugend, die unter verständiger Anleitung immer mehr unmittelbaren Zusammenhang mit der künstlerischen Vergangenheit unseres Volkes gewinnt. In der Musik gibt sie den als ungesund erkannten Teil der romantischen Erbschaft preis, erinnert sich aber statt dessen jenes so lange ungenutzten Erbes, das uns die Geschlechter der Vorfahren hinterließen. Hieß es vor nicht langer Zeit noch, man müsse sich erst „historisch" einstellen, um alte Musik mit Aussicht auf Genuß in sich aufzunehmen, so bedürfen wir heut gar nicht mehr dieser Hilfe, sondern fühlen uns von alter Musik unmittelbar angesprochen und ziehen sie den weichlichen Erzeugnissen entarteter Rauschkunst vor. Da kommt denn das schmucke Bändchen von Joachim Herrmann höchst willkommen. Steht doch Schlesien, wenn man die Musikerträge früherer Jahrhunderte überschaut, keineswegs mit leeren Händen da. Dr. Herrmann hat das Verdienst, die größeren und kleineren Bausteine zu einer schlesischen Musikgeschichte im Mittelalter und der Barockzeit, die leider meist ungenutzt herumlagen, mit Fleiß zusammengetragen zu haben. So führt er uns durch den Musikbetrieb der mittelalterlichen Klöster und Kirchen, zeigt, wie selbst in der ausschließlich lateinischen Zeit der römischen Kirchenmusik unser Grenzland all sein Kulturgut deutschen oder deutsch beeinflußten Quellen verdankt. Je mehr die Aufklärung der Renaissance den kirchlichen Grundsatz aut sacra aut non für die Kunst preisgibt, um so kraftvoller entfaltet sich die Kunst der Welt. Daß sie nun nicht bloß geduldet wird, beweist das „Glogauer Liederbuch", das aus dem Musizierbedürfnis des dortigen Kollegiatstiftes herging. Seine Reichhaltigkeit übertrifft die des Lochheimer Liederbuches. Um seine Schätze dem Zugriff der Allgemeinheit darzubieten, hat es Dr. Ringmann in Bd. 1 und 8 der Reichsdenkmale deutscher Musik veröffentlicht, nachdem er schon vor Jahren eine praktische Auswahl im Bärenreiterverlag vorlegen konnte. Die mehrstimmige Kunstmusik gipfelt dann nach verhältnismäßig kurzem Anlauf in Schlesien erstmalig in Thomas Stoltzer. Dank dem um 1500 einsetzenden Notendruck haben sich zahlreiche seiner Meisterwerke erhalten. Manche seiner deutschen Chorliedsätze bürgern sich immer mehr ein. Und dann reißt die Kette der Meister nicht mehr ab, wenn auch die künstlerische Höhe eines Stoltzer kaum je wieder erreicht wird. Da sind am Ausklang der Renaissance Nucius, Madelka, Löwenstern, Besler; es folgen in der Barockzeit die

Meyer, Lemle, Scheffer, Phengius und Zeutschner und der geniale Lautenist und Tonsetzer Reusner. — Die Geschichte des einstimmigen Liedes kann mit einer langen Reihe von trefflichen Kirchengesangbüchern aufwarten. Die weltliche Seite der Singelust tritt uns in der Kunst der Minne- und Meistersinger entgegen. Das Bild des Kunstbetriebs wird mit einem Abschnitt über schlesische Orgelbauer, Instrumentenmacher und Notendrucker vervollständigt.

Kurz und gut: wer in der Heimatkunde die Musik nicht vernachlässigen will, findet hier Beratung und Stoff für zahlreiche Vorträge. In einem weiteren Bändchen will Dr. Herrmann die Musikgeschichte Schlesiens bis auf unsere Tage weiterführen. Solche Veröffentlichungen tragen erfahrungsgemäß häufig dazu bei, in manchen Lesern den eigenen Forschertrieb zu entflammen. Die Musikforschung unserer Heimat braucht noch viele Hilfskräfte. Die Blätter des Kapitels Früh- und Vorgeschichte sind noch leer. Auch die ältere Volksliedforschung vertrüge neue Vorstöße. Ebenso ließe sich viel zu einer Geschichte des Berufsstandes der schlesischen Musiker beitragen, wenn alle einschlägigen Notizen, die entdeckt werden, den Musikhistorikern zugeleitet würden.

Gerhard Strecke.

Paul Krutschek, ein Leben für die Kirchenmusik. Von Alois Schirdewahn. Breslau 1940. Frankes Verlag und Druckerei, Otto Borgmeyer.

Aus langjähriger Personenkenntnis und genauer Prüfung des Nachlasses des Vorkämpfers für die Reinheit der Tonkunst in der Kirche gibt der Verfasser interessanten Einblick in die Strömungen, die sich Ende des vorigen Jahrhunderts in den deutschsprechenden Gebieten bezüglich der Kirchenmusik bildeten, und stellt den entscheidenden Einfluß des Schlesiers Krutschek für die Gestaltung der musica sacra ins helle Licht.

Dr. Blaschke.

Prehled lidovychovne prace v sirsim Ostravsku 1938/39, 1939/40. (Übersicht über die Volksbildungsarbeit im Groß-Ostrauer Raum), Mährisch-Ostrau 1940, 62 S.

Das Mährisch-Ostrauer Land, der Zipfel, der seit Jahrhunderten im Süden nach Schlesien hineinragt, hat durch die Eingliederung in das deutsche Hoheitsgebiet, den Fortfall der Zollgrenzen usw. wieder regere Beziehungen zu Schlesien gewonnen. Einige schlesische Grenzstreifen sind übrigens beim Ostrauer Gebiet und damit im Protektorat verblieben (Schlesisch-Ostrau, Friedeck), interessieren uns natürlich aber ganz besonders. Wenn wir auch in erster Linie Beziehungen zu den Volksdeutschen des Ostrauer Landes zu pflegen haben, so werden wir doch auch mit Nutzen dem allzeit sehr regen kulturellen Leben des mährisch-tschechischen Volksteils dieser Landschaft unsere Aufmerksamkeit schenken. Vorliegende „Übersicht" ist zur ersten Unterrichtung darüber ganz besonders geeignet. Sie wird seit Jahren von der „Kulturni rada pro sirsi Ostravsko" (Kulturrat für das Ostrauer Land) herausgegeben, infolge der politischen Ereignisse werden diesmal zwei Jahre erfaßt. Der Kulturrat ist die Dachorganisation von Bezirksbildungsausschüssen, von denen 9 (M.- und Schles.-Ostrau, Rosenau, Wallachisch-Meseritsch, M.-Weißkirchen, Frankstadt, Misteck und Friedeck) beim Ostrauer Lande verblieben sind. Dazu kommen noch eine Reihe örtlicher Verbände verwandter Art. Zunächst ist festzustellen, daß die Mähren und Tschechen im Protektorat volle kulturelle Freiheit genießen und ihre sehr vielseitige Volksbildungsarbeit im letzten Jahre z. T. noch intensivieren konnten. Neben dem gut ausgebauten Volksbüchereinetz fällt besonders die Arbeit der Volkshochschule Mährisch-Ostrau ins Auge. Den breitesten Raum nehmen hier die Sprachkurse ein, naturgemäß steht das Interesse für die deutsche Sprache im Vordergrunde. Gewisse gesamttschechische Kulturveranstaltungen der Regierungspartei (Narodni Sourucenstvi) wurden örtlich recht großzügig begangen, wie die Aktion zur Popularisierung der bildenden Kunst, die Propaganda für das tschechische Buch, die Feier des tschechischen Musikmai. Über die Abgrenzung der staatlich-parteilichen und der privaten Volksbildungsarbeit ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, bei der Kassenabrechnung des Kulturrates fällt der große Anteil der aufgebrachten Privatmittel für Zwecke der Volkskultur auf. Die Schrift wird von zusammenfassenden Referaten über die Entwicklung der bildenden Kunst, der Literatur, des Theater-, Musik-, und Museumslebens in der Landschaft abgeschlossen. Auf den von dem Ostrauer Lyriker Zdenek Bar gegebenen Bericht über die Literatur im Lande des Peter Bezruc wird vielleicht noch an anderer Stelle eingegangen werden können. W. Krause.

Walther Stanietz, Das tägliche Brot, Roman. S. Fischer Verlag, Berlin, 387 S.

Der 1907 in Kattowitz geborene und durch seine Jugend mit Bischofstal im Kreise Groß Strehlitz verbundene Schriftsteller Walther Stanietz hat sich in den letzten Jahren durch seine wirkungsvollen dramatischen Werke einen Namen gemacht.. In dem vorliegenden Roman erweist er sich auch als ein guter Erzähler.

Der Roman siedelt in Schlesien, und zwar im Riesengebirge. Er zeigt, wie ein Bauernhof durch leidenschaftliches Streben und zähe Arbeit seines Besitzers wächst und wie diese Bauernfamilie durch alle Bitterkeiten des Lebens und seelischen Kämpfe sich bewährt. Die Entscheidung in diesem Ringen bringen die Gesetze der Natur, ihnen unterliegen Mensch und Sippe, Tier und Land gleichermaßen. Sch.

Nehme in Zahlung und kaufe

Brillanten — Gold — alte Silbergegenstände und Silbergeld

Juwelier Hillmann

Grosse und preiswerte Auswahl: **Ohlauer Straße 1**

Echter Schmuck — Echtes Silber — Gute Uhren

41/50419

Deutsche Buchhandlung, Alfred Fritzsche, Krakau

Adolf-Hitler-Platz 41 · Ruf 16406

BÜCHER BELEHREN
BÜCHER UNTERHALTEN
BÜCHER ERFREUEN

Alfred Fritzsche, Buchhandlung, Breslau 16

Tiergartenstraße 23 (Scheitniger Stern)

Riegner & Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit"

Breslau 1

Ring 29 II. · Eingang Ohlauer Straße · Fernruf 2 34 31
(Haus Goldene Krone)

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume und Unterkünfte
Porzellan, Bunzlauer Braunzeug, Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.
Ständige Ausstellung

Schlesische Landeskreditanstalt

Gewährung von Hypotheken
Ausgabe von Pfandbriefen
und Schuldverschreibungen

Billiger Besuch des Breslauer ZOO

durch Jahresdauerkarten

Einzelperson RM 6.— / Familienkarte RM 15.— mit Kindern bis zu 18 Jahren

Ausgabe ab 15. März 1941

Liebe zum Handwerk und Fleiß bringen
Erfolge. Sie verpflichten immer mehr zu
Meisterleistungen, die auch auf Sie warten.
Ohne Verpflichtung für Sie ist eine Anfrage.
Rasche Umarbeitungen und Neuanfertigungen.

1941

1818

in der Besteck- und Silberschmiede **Julius Lemor** Breslau 1 Fischergasse 11

Puddingpulver

Ernst Paulo Nachfolger, Breslau 13
Erste Schlesische Puddingpulverfabrik

CONTINENTAL
Büromaschinen
Siegfried Schultze
Hauptvertrieb der **Wanderer-Werke** Fernruf 24044
Breslau, Neue Schweidnitzer Straße 4

VEDAG

Vereinigte Dachpappen-Fabriken
Aktiengesellschaft, Breslau 1, Elferplatz 1a, Ruf 52431

liefert:

Bitumen-Emulsion »Webas«
Isolieranstriche Emaillit
Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen
Isolierungen gegen Feuchtigkeit
Hartgußasphalt

Papiere

IN JEDER AUFMACHUNG
für den Verlagsbuchhandel sowie für den gesamten Druckerei- und Geschäftsbedarf

Muster gern zu Diensten!

Sieler & Vogel

(Schroedersche Papierfabrik) · Gegr. 1825

BERLIN SW 68 · LINDENSTR. 43
LEIPZIG · HAMBURG
VERTRETUNGEN
IN BRESLAU UND KÖNIGSBERG

Schlesische Telefon-Gesellschaft

Telefonanlagen jeder Größe in Kauf und Miete

Elektrische Uhren, Lichtsignal-, Radio- und Blitzschutz-Anlagen

Loske & Co., Breslau 2

Tauentzienstr. 76 · Fernruf Sammel-Nr. 58144

Rich. Kiefer & Co.

Reuschestraße 2, Laden und 1. Stock / Ruf 53551

Bürobedarf / Papier- und Schreibwaren-Handlung
Büromöbel aus Stahl und Holz / Schreibmaschinen

AsTeBeT Strassenbau KG. Dr. Lengefeld

Breslau 2 (bisher: Termak KG.)
Fernsprecher 59862 Strassenbauarbeiten aller Art

Siersza er Montanwerke AG.

in Siersza über Trzebinia OS
unter kommissarischer Verwaltung

STEINKOHLE
Feuerfester Ton

aus den Steinkohlenbergwerken:
»Artur-Grube« in Siersza OS
»Kristina-Grube«
in Tenczynek bei Kressendorf
(Generalgouvernement)

Postanschrift: Siersza über Trzebinia OS
Fernruf: Trzebinia Nr. 20
Drahtanschrift: Montanwerke Siersza
Eisenbahnstation: Siersza-Wodna
Eigene Anschlußgleise

VERKAUFSSTELLE:
Verkaufsvereinigung des Krakauer Steinkohlen-Reviers
in Kattowitz, Mühlstraße 5, I. Stock; Ruf: Kattowitz 36507 und 36508

Gasschutzraumabschlüsse

in Stahl- und stahlsparender Konstruktion
Stahlfalttore, Stahltüren, gepreßte Türzargen
Karl Sprang, Eisenbau / Türenfabrik
Fernruf 43833 Breslau 26, Heinrich-von-Korn-Straße 8/10

Klischees fertigt Ankarstrand

Chemigraph. Kunstanstalt
Breslau 13
Brandenburgerstr. 19

Strich-Autotypien, ein u. mehrfarbig
Holzschnitte, Galvanos, Stereotypien,
Entwürfe, Retuschen, Steinübertragung.
Tel. 35000

Die große Mühle der Schlesien-Heimat

Unser Zeichen bürgt

für guten Druck

GRAPHISCHER GROSSBETRIEB FÜR BUCH- UND OFFSETDRUCK

FERNRUF 22271

Eine führende Einkaufsstätte

im deutschen Osten

AWAG

Breslau, am Tauentzienplatz

Genossenschaftsarbeit ist Dienst am Bauerntum!

Landesverband Schlesischer landwirtschaftl. Genossenschaften Raiffeisen e. V.

Breslau 1, Junkernstr. 41/43

Schlesische Landesgenossenschaftsbank Raiffeisen e.G.m.b.H. Breslau 1, Junkernstraße 41/43

Niederschles. Landwirtschaftl. Hauptgenossenschaft Raiffeisen e.G.m.b.H., Breslau 2, Herbert-Stanetzkl-Straße 46

Zentrale der Niederschles. Eierverwertungsgenossenschaften e.G.m.b.H., Breslau 1, Striegauer Straße 2

Zentralviehverwertung G.m.b.H., Breslau 17, Frankfurter Straße 100

Raiffeisen-Treuhandgesellschaft m.b.H., Breslau 1, Junkernstr. 41/43

Provinzial-Genossenschaftsbank e.G.m.b.H., Oppeln, Sternstraße 8

Landwirtschaftliche Warenzentrale Oberschlesien (Raiffeisen) e.G.m.b.H., Oppeln, Annabergplatz 9

Eierzentrale Oberschlesien e.G.m.b.H., Oppeln, Annabergplatz 9

Viehverwertung Oberschlesien e.G.m.b.H., Kattowitz, Scharnhorststr. 11

Oberschlesische Genossenschafts-Treuhand G.m.b.H., Oppeln, Sternstr. 8

Elektrizitäts-Zentral-Genossenschaft Raiffeisen für Schlesien e.G.m.b.H., Breslau 1, Sternstraße 40

und 3705 Einzelgenossenschaften

BG Politechniki Śląskiej
nr inw.: 000 - 55525
Dyr. 1

hlesische Landesbank

Girozentrale

Breslau 1 / Zwingerstraße 6–8

Kattowitz / Friedrichstraße 8

Görlitz / Waldenburg / Glogau / Langenbielau